

Der Eigene.

Erscheint monatlich zweimal. Preis pro Vierteljahr M. 1,50. Einzelnummer 25 Pf.
Preis dieser Doppelnummer 50 Pfge. Ausgabe auf Kunstdruckpapier (in Umschlag) 1 MK.

Montag,

am 15. März 1897.

Charlottenburg.

Adolf Brand's Verlag.

No. 9. 10.

1. Jahrgang.

Inhalts-Verzeichnis.

Heinrich Vormann: „Steuerfrei“ (Gedicht). — Karl Merz: „Unsre Kolonie“. — Hans Volker: „Vom Pan.“ — Adolf Brand: „Kahnfahrt“ (Gedicht). — Karl Herman: „Zwanglose Randzeilen aus dem philosophischen Liegesessel.“ — Gedichte von Hans Volker, Karl Merz, Franz Evers. — „Bücher und Menschen.“ — Heinr. Vormann: „Frührot“. — „Eine literarische Viereransstellung.“ — Vermerke und Anzeigen. — (Sonderbeilage): „Jugend! Ein Appell an alle Künstler und Studenten“ von Heinr. Vormann. — „Mein Winkel“ (Vagabundus). — Zierleisten von Fidus.

Steuerfrei.

Ja schätzt sie nur ein und wägt sie gut,
Meine ledige Augenweide,
Mein unverzolltes Vagantenblut,
Das Geheimnis von Wald und Heide!

Es entgeht dem Staate noch mancherlei
Von Steuerobjekten, von masten:
— Nun kommt die rentabelste Zeit, der Mai:
Da blüht es in schweren Lasten!

Da gilt es mit Brillen, tabellengenau
Den Dichterluxus zu zählen:
Den Regenbogen und Perlenthau,
Die flatternden Wolkenjuwelen!

Mein Haupt ist voll von köstlichem Gold,
Vom Mobiliar meines Lebens —
Ja ladet mich nur, solang ihr wollt:
Mich registriert ihr vergebens!!

Heinrich Vormann.



Unsre Kolonie.

Es war ein einfaches, weissgetünchtes Bauernstübchen, in dem wir wohnten. An den beiden Fenstern geblümte Tuchgardinen, mitten drin ein grossmächtiger Kleiderschrank in seiner Patriarchen-Ecke. Auf dem Schrank machte sich ein gelber Kürbisriese wichtig, zwischen einer Bastei von Hut- und Wolleschachteln verschanzt. —

... Ich liege im Halbdusel auf dem weissen Kissen meines Bettes und gucke an die Zimmerdecke hinauf. Es ist Morgen. Ein frischer Hauch gaukelt durchs Gemach, den ich mit Wohlbehagen schlürfe. Durch die Gardinen, wenn der Wind sie emporweht, fällt hin und wieder ein rascher Sonnenstrahl ins Zimmer. Aber dieses Schweigen innen und aussen. Ich fühle mich wie im Paradiese und habe keinen Wunsch, als ewig so zu ruhen und zu träumen.

... Jetzt regt sichs neben mir. Links von mir auf dem Kissen ruht nachbarlich ein Köpfchen, dessen gelöstes Haar sich mir noch in einzelnen Strähnen über Brust und Wangen zieht. Sie hat sich eben umgedreht und wendet mir nun ihr Gesicht zu, dessen Augen sich aber noch nicht vom Schlafnmer geöffnet haben. Ich hebe mich einwenig und betrachte mir die holde Schläferin, wie ichs in solcher Stunde so gern thue. Ihre Wangen gucken mich rosig und morgenfrisch an, die Züge verraten Müdigkeit, haben aber jenen offenen, unschuldsvollen Ausdruck, jene Kindlichkeit bei aller Reife, die mich immer an ihr entzückte und die sie mir einst ohne Gewissenspein und Sünde in die Arme gab, — einfach weil sie mich lieb hatte, weil sie an mich glaubte ...

Langsam und vorsichtig beuge ich mich endlich mit einem Kuss über ihre Stirn mit dem dunkelblonden Haare. Sie erwacht nicht von dem leisen Wärmehauch und ich scheue mich, sie härter zu berühren. So träume ich noch eine Weile vor mich hin. Am zweiten Fenster sind die Gardinen ein wenig zurückgeschoben, da blicke ich gerade in die Tiefen eines alten Ulmenbaumes hinein, durch den ganz oben manchmal die Saphiraugen des Himmels durchblinzeln. Hin und her und immer unermüdlich fort wiegen sich und zappeln die sonnig schimmernden Blätter mit ihrer melodienreichen Munterkeit, — die mich dennoch wie aus einer unendlichen Schwermut geboren anmutet . . .

Im Hof unten gehen jetzt geschäftige Schritte auf und ab. Plötzlich kratzt etwas an der Fensterbrüstung, ich höre ein Steigen und einige Augenblicke später erscheint ein lachendes, bäriges Gesicht im Fenster; zwei Hände höhlen sich vorm Mund und eine kräftige Stimme brüllt ins Zimmer herein: Langschläfer!! — Dann verschwindet die Erscheinung. —

Aber ein Schlummer, den man sich in fleißiger Heuernte erworben hat, ist tief. Nichts röhrt sich an meiner Seite. Ich schäme mich jetzt wahrhaftig meiner Faulheit gestern, die mich den Nachmittag tief ins Heu eingewühlt verschlafen liess, während Lisa so fleissig die dürren Schwaden schüttelte und den Schnittern das Vesper herausbrachte. Und doch war es so göttlich gewesen dieses Nichsthus, — dies Emporwandern erst in die blauen Geheimnisse der Unendlichkeit auf den Wolkenleitern über mir, und dann die Ruhe, der gesunde Sommerschlaf auf dem sonnenwarmen, duftenden Naturlager; — kein Daunenbett könnte mirs bezahlen und, keine Brüsseler Gardine mit Seidenfransen! . . . aber papperlapapp, was stell ich blos für dumme Vergleiche an! — — überhaupt jetzt: — Lisa!!

. . . Ein Sonnenstrahl fällt ihr eben schräg übers Gesicht und drausen erhebt ein Chor von Spatzen mit aller Kraft sein lärmendes Gekreische. Es ist spät am Tage und wir dürfen nicht länger müsig liegen. Ich kneife sie in die roten Backen: Lisel! aufwachen!! — Verwundert öffnet sich neben mir ein Mäulchen und ein Paar süsser, verschlafener Augen; ganz müde lächelt sie zu mir her und frägt dann leise nach einigem Besinnen: „Sag, was war denn das vorhin? — Es hat doch einmal jemand so laut gerufen! — Oder hab' ich das blos geträumt?“



„Ihr gebt wahrhaftig mal im Himmel die ersten Frühmettenbläser!“ lachte uns unser bäriger Freund Gerhart — er war es, der die Indiskretion von heute morgen begangen hatte — mit seinem knurrigen Humor entgegen, als wir ihn zu Mittag in seiner Malerwerkstatt, einem Blockhäuschen am Rande unseres Weiher aufsuchten.

„Hältst du uns dafür so geeignet?“ fragte ich leichthin.

„Hm . . o ja; denn die Letzten werden dort drüber bekanntlich die Ersten sein!“ Er grinste über den

Witz. — Sodann nahm er bedächtig seine kurze Pfeife aus den Zähnen, ohne die er schier nie zu sehen war, und setzte sich zu Tische. „Freut euch überhaupt auf den Himmel“, fuhr er dabei in seiner gutmütigen Weise fort, „dort giebt's all' Tag' gefüllte Eierkuchen, nicht blos am Sonntag wie bei uns! — Donner, wie schön knusprig diesmal!“ und er hieb ein, wie ein Kürassier bei Wörth oder Sedan. Auch unser beider Essen hatte Lisa heute mit dem Gerharts zusammen, in einem großen Tragkorb herübergebracht. — und so leisteten wir ihm wackere Gefolgschaft.

„Malst du immer noch an deinem Tannhäuser?“

„Ja immer noch — die verdammt Kleinarbeit für euer Journal lässt mich zu keiner Ruhe dafür kommen!“

„Hör mal, Kerl, deine prächtigen Vignetten — ich an deiner Stelle liese den Venusberg Venusberg sein und malte, oder vielmehr zeichnete überhaupt nichts mehr als Randleisten, Fußleisten, Kopfleisten, Figürchen, Ranken, Blumenguirlanden, Teufelsratzen und lauter solchen Kirmskrams!“

„Ach was, — das verstehst du!“ und fast grosschlug er mit der Gabel auf den Teller; — „bis wann brauchst du denn das Zeug?“

„In acht Tagen — aber da bestimmt.“

„Na ja. — Aber für die Heuernte bin ich mai nicht zu haben die Woche!“

Lisa lachte hell hinaus. „Ei, da werden sich ja die Schnitter freuen!“

„Was! hab' ich nicht einen Wagen schier allein vollgepäckt? — Überhaupt freuen sich die Mädels immer, wenn ich hinauskomme!“ Er lächelte verräterisch vor sich hin.

„O, ich freue mich auch! . . . Und vergnügt hüpfte Lisa ins Nebenzimmer, aus dem alsbald eine tolle Flut von Tönen quoll. Sie phantasierte auf dem Klavier, — ganz prächtig, übermütig, trotz aller Missakkorde, die mit unterliefen.

Gerhart hörte das gerne; er war ein großer Musikenthusiast, darum hatte man ihm das kleinere von zwei vorhandenen Instrumenten hereingestellt; das andere stand im großen „Saal“ drunter. Er selber zwar, musst ich bemerken, spielte nicht; es war der Schmerz seines Lebens, dass er früher nie Musik erlernt hatte und jetzt fand er nicht mehr die Zeit dafür, wollte auch nicht blos stümpern; — aber das Spiel anderer freute ihn ungemein, am liebsten hörte er Lisas zigeunerlustige Melodien.

„Heute Abend soll ja . . will ja der neue Gast aus Leipzig, der Herr Musikdirektor oder was er ist, im Saale spielen,“ — kam sie wieder in die Thür.

„Donnerwetter — ja“, fluchte ich, „ich soll ja auch was rezitieren — was nehme ich nur gleich.“

„Ach, du findest schon was“, lachte Lisa. „Ich freue mich übrigens sehr auf das alles, — und du speziell, wenn du's gut machst, sollst du die drei Frühbirnen von meinem Spalier kriegen, extra als Belohnung; hörst du?“

„Das ist ja — da sollte ich ja gleich auch was anstellen!“ brummte Freund Gerhart.

„Natürlich, mußt du auch!“ bestätigte ich, indem ich eine sehr ernsthafte Miene aufsetzte, — „wie soll denn Frau Bürglen allein fertig werden in der Küche? Auf Hedwig ist auch nicht zu rechnen, die flieht blos Kränze und unterhält sich mit Simon und den Gästen. Wozu bist du so ein Kochgenius!“

Unser guter Gerhart fühlte sich ein bischen in die Enge getrieben.

„Helfen Sie mir, Fräulein Lisa?“ fragte er galant und vorsichtig.

„Ja, gerne!“

„Aber erst noch“, brummte er wieder, „muß ich hier oben dem dreckigen Entenvolk sein Futter geben — an mir ist's ja doch hängen geblieben! und dann die Lampions anordnen für heute Abend; was meinst du: ist auch keine Kleinigkeit! In die höchsten Baumwipfel heißt's hinaufklettern.“

„Ah bravo!“ jubelte Lisa, „da helf' ich Ihnen ebenfalls!“

„Schön,“ schaltete ich ein, „so verabschiede ich mich inzwischen, denn ich habe jetzt noch einige Korrekturen zu machen“ — Und mit fröhlichem Nicken trat ich ins Freie. —

... An der „Pfarre“, wie wir das grösste der drei Bauernhäuser benannten, in denen unsere kleine Kolonie zusammen hauste (dazu hatten wir noch Gerhart's Blockhäuschen erbaut und eine Anzahl Sommerhütten für Gäste), wuchs eine uralte, mächtige Weinrebe hinauf. Ich hatte immer meine Freude an dem knorrig Gewinde, das sich in seinen letzten Ausläufern bereits bis ans Dach emporstreckte. Hüben wie drüber, um alle Fenster her krabbelten und tasteten die blätterreichen Ranken an der Wand weiter, hier Schlangen, dort gespreizten Fingern und Händen ähnlich und das Laub funkelte ordentlich in der Julisonne, sobald man etwas von der Seite herblickte. Ich empfand immer ein Wohlbehagen, wenn ich mir dies alte Haus besah mit seinem hohen Giebel, seinem schwärzlichen, zur Hälfte moosbedeckten Dach, seiner Rebenwand, seinen grünen Läden und den traulich kleinen Fensterscheiben dazwischen. — und mit nicht geringem Stolz überkam mich's, wenn ich mir dann sagte: die Menschen, die so fröhlich und thatenreich miteinander unter diesen Giebeln hausen, hast du zusammengeführt, diese Gegend, diesen Hof hast du mit ihnen aufgestöbert, — und aus allem Glitzern und Funkeln der Blätter rief mir's dann zu: „das Grösste, das Fröhlichste auf der Welt ist's doch, Freunden ein Helfer sein, ist's doch Menschen um sich scharen, in denen man sein anderes Ich findet!“

... Ja und wenn mein Freund Rieland, der stille Mensch mit seinen blauen Träumeraugen noch lebte! — wie hatte der gerade die Reben so gern . . . und dort die roten Feuerlilien — er malte sie immer von neuem! — Und dann Richard Faber ganz besonders, wenn ich den endlich in seiner Verschollenheit aufstreiben könnte, meinen besten, treuesten Genossen — ach ja, ich habe

oft mit Lisa von ihm geplaudert und immer wieder war dann mein Refrain: „Es könnte noch, noch herrlicher für uns sein!“ . . .



Ein Brief. — Ich halte ihn vor mir und traue noch immer meinen Augen nicht. Ein Brief von meinem Freund Richard . . . Richard Faber! Ich erkannte Handschrift und Format des Couverts, als der Briefträger noch unter der Gartenpforte stand und mit Simon, unsrem Landwirt plauderte. Ich nahm die Treppe jeden Absatz in einem Sprung und riss dem Zögernden die Bescherung aus der Hand. Auf dem gleichen Fleck noch hab' ich ihn geöffnet. — Also er lebt noch, der Verschollene! Er lebt noch und unser Kontakt, drei Jahre unterbrochen, ist wieder hergestellt, — hergestellt so warm und lebendig, wie am letzten Tag, an dem wir durch Taunuswälder nach der Bahn wanderten und Träume spannen: wie wir in einem selbsterbauten Boot den Orinoko hinauffahren wollten und uns im hintersten Brasilien oder auf den Höhen der Anden zusammen ansiedeln; — — oder wie in jener Nacht, als er auf dem Gipfel des Altkönig die Geige hervorholte und auf einem Steinblock am Feuer stehend, das wir uns entzündet, eine Welt phantastischer Klänge in die erstaunten Schlummerwipfel der Tannen hinaufsandte, — — es wirbelt mir im Kopf von tausend herrlichen Momenten und Situationen, in denen ich ihn einst von immer neuen Seiten kennen lernte, und in denen wir uns immer lieber gewannen. Was gab ich mir nicht Mühe seither, die Spur des Verlorenen wieder aufzufinden und alles vergeblich! Dass wir uns wieder begegnen würden, hier — dort — irgendwo, das war mir nie einen Augenblick zweifelswert gewesen; aber jetzt, — — jetzt hab' ich ihn ja wieder! Jetzt erst wird der zu uns kommen, der mir immer noch fehlte, im Gedanken an den ich all dies Werk begonnen — — und ein Himmelsraum voll blühender Möglichkeiten, . . . Zukunftsbilder, entzündet sich mit fiebrischer Schnelle in meinem Hirn. Es duldet mich nicht länger allein, nicht länger im Gehöste, ich muß mein Glück Lisa und den Bergen sagen. — —

— Zuvor aber der Brief:

„Mein lieber Karl!

Vor drei Tagen sitz' ich in einem Café und blättere die Journale durch und da — es war mir wie ein Schlag aufs Hirn, ich zitterte durch alle Glieder — hab' ich auf einmal Deinen Namen irgendwo drin gesehen! Von der Redaction weiss ich inzwischen Deine Adresse. Mein lieber, lieber Karl! Herrgott, ich zittere fast jetzt noch wenn ich schreibe, vor Erregung, dass es wahr sein soll — ich hatte kaum noch gehofft, dass wir uns einmal wieder zusammenfinden! wiewohl — es war ja gewiss, es musste ja sein, und wenn es auf dem indischen Ozean gewesen wäre oder mitten in der Prärie oder auf den Pariser Boulevards oder irgendwo! Aber doppelt freu' ich mich eigentlich, dass es wieder im Lande ist. Wieder — denn ich war einmal fort, war draussen, drüber — aber nein, das kann, das darf ich Dir nur mündlich erzählen! Wir werden uns ja bald sehen, ich komme zu Dir, glaub' mir, — käme am liebsten morgen!

Womit soll ich anfangen? — Ach ich bin reicher geworden, viel reicher die letzten Jahre; an Geld nicht sehr, aber sonst an allem, ausser an . . . nun an dem, was man eben nur als Kind, als Knabe noch, hat — oder soll ichs bei Dir wiederfinden!? Jenes zarte, goldene Gewebe, das überm Himmel liegt und überm Boden und über den Menschen, — über allem, wohin das Auge trifft, das Ohr hört, die Sinne spüren!?. . . Der Elan der Morgennatur, der Schmelz des Glaubens, die Sonne frischer, unzerstückelter Hoffnungen und Begierden!?. — Die grosse Traumphantasie, aus der heraus wir so gewaltige Dichter werden könnten, so unmittelbare Weltverständige und Weltweise, wenn — ja wenn sie uns eben mit dem hinzukommenden Wissen erhalten bliebe!?. . .

Ich wohne jetzt in einem ganz scheußlichen Fabrikviertel der Reichshauptstadt. Schlote, nichts als Schlote! Fünf Brüder und ein nicht sehr entfernter Vetter dieser Spezies stehen mir täglich vor der Nase, andre reihen sich perspektivisch an — ganz lieblich sag' ich Dir! Sogar das Sternenplakat, das der liebe Herrgott alle Nacht an den Himmel raufnagelt, — förmlich verschleiert wird's vom Qualm dieser Pompejussäulen und vom Dunst der darumliegenden Menschengräberwüste, in die ich mir oft als einziger Lebendiger hinausverstossen scheine.

Was thue ich nur hier? frag' ich mich oft, was will ich blos? Nichts doch eigentlich, als mich für die Zukunft konservieren; für eine glückschöne, heissverlangte Zukunft, die wir einmal so nah, so ganz nah vor uns glaubten, — Du weisst noch? Dafür lebe ich weiter, und turne alle Tage, damit ich gesund bleibe und erhalte mich so vergnügt, als es eben möglich ist. Ich ahne aber, dass ich jetzt doch an einem wetterwendischen Punkt meines Schicksals angelangt bin; — ich fühlte es schon lange, und dass ich Dich wieder gefunden habe, bestärkt mich götterfest in diesem Glauben. Ich kann meine Umgebung hier wirklich nicht mehr verdauen: Man hat nirgends soviel Gelegenheit, sich zu bilden, Menschen, Dinge, Ansichten, Kunstschatze, Methoden und tauenderlei andres zugleicherzeit kennen zu lernen, aber was hilft es mir, wenn ich doch blos wie ein pergamentener Schreibzettel zwischendurchlaufe und notiere, notiere und immer wieder notiere? Ist das lebendige Künstlerschaft, quellenfrische, heilige Forschung? Wie Liebe und Zahnweh mischen sich immer die Gefühle in mir, wenn ich diese Mus een schaue mit ihren in catalogum registrierten Götterbildern, diese Monamente und Bauten von Meistern, zwischen Reklamewände und öde, blutrünstige Ziegelmauern gepfercht. Keine Weite des Blicks, keine unverdorbene Stimmung, kein vollendetes, gliederganzes Rondell von Schöpfungen. Ueberall eine sinn- und gedankenlose Aneinanderreihung von Perlen, Nusschalen, Nippeskringelchen und alten oder neuen Pfennigen. So etwa wie die „Freundschaftskette“ Deiner Schwester — Du weisst noch, an die wir damals den Manschettenknopf und das Mäuseschwänzchen anbammelten! Von dem Soldatischen, der Kommando- und Polizeiatmosphäre garnicht zu reden, die jede Aeusserung der Lebensbegierde hübsch ordnet, zerlegt, tranchiert, portionsweise einlöffelt, oder in gefahrlosen Verdünningen auf Fläschchen zieht und etikettiert. Dann dies ganze Pack der Genieköche und literarischen Geistfabrikanten, die mit ihren ewigen Diarröen herumlaufen, wie ein wandelnd gewordener nasser Sommer, dabei einander heruntermachen oder verhimmeln — — ich sage dir, man hat sich eine ziemlich andere Vorstellung gemacht von der „geistigen Elite“ der Nation! Doch hab' ich mir

ein paar prächtiger Menschen drunter gefunden, die freilich mehr in der Reserve stehen, — im Dunkel stöbert sich ja immer das Schmutzigste und das Goldechteste auf.

Aber weisst, ich begreife auch, wie man hier so werden muss — in dieser blos in ein grösseres Format gebrachten Kleinstädterei par excellence! Wie kann man einen weiten Sinn behalten, wenn man nichts vor sich sieht, als Mauern, Schornsteine, Strassenschnutz und drängelnde Menschen das ganze Jahr — nie einen ruhigen Blick auf Stromfern thut, oder auf Berghäupter oder sonst auf reine Stätten reiner Naturopfer, wie sie die Wildnis ihrom schüchternen Genius bringt!?

Lieber Karl, sag' mir bald, bald, wo Du bist und was Du treibst! Ich denke mir's so prächtig, wie Du vielleicht in einer alten Mühle wohnst und Dich alle Morgen hautnackt unter den Stromfall der Schleuse stellst, wie Du dann auf den Berg rennst und dort eine Morgenepistel an die Sonne schreibst; — oder ist gar jemand bei Dir, jemand Liebes, der sich besonders gut zum stellvertretenden Adressaten für jenes Gestirn eignet? — Ach ja, andere Gesichter sollt' ich auch einmal um mich haben, als diese grossstädtische Verallgemeinerung des Seelenspiegels, besonders dessen vom genus femininum! Die Mädel — hübsch, ei ja; sogar ein bischen „verführerisch“ oft, besonders die Atropin-Augen in der Luisenstadt. Sie frappieren einen, — nachher aber ist nichts mehr! Es fehlt ihnen der weibliche Dämon, fehlt ihnen jene Klippe, an der der Mann scheitert und an die er sich wieder rettet; — wer dran scheitern kann, muss ziemlich dünne Schiffswände haben. Dafür erschreckend viel Rechnung und Spekulation — und zwar nicht blos bei der Demimonde. Man möchte so gern glauben, dass jemand ganz mit einem teilen könne, des ganzen Vertrauens würdig sei, und findet es so schwer, so hässlich immer zu überlegen: halt, es ist Gefahr drin; hüte dein Herz, es könnte missbraucht werden!

Nicht als wollte ich damit ganz Berlin zur Asche werfen. Ich ahne, dass viele tausende hier sind, die schwer unter dieser gleichen regulären Dressur seufzen, Märtyrer des Bluts, die man überall stehen lässt, weil sie sich nicht verkaufen können, die verkümmern, weil sie einsam sind, die zugrunde gehen, weil sich ein Tempo in ihnen regt, neben dem alle Omnibusse und elektrischen Strassenbahnen wie die Kütschchen in einem Flohzirkus herumgaloppieren!

Karl! Ich habe oft darüber nachgedacht, was könnten sich Menschen sein, wenn immer die Rechten einander kannten und wüssten! Wie manchmal ist mirs irgendwo schon begegnet, dass junge Kaufleute, Postbeamte oder dgl. eines schönen Tags ihre Arbeit im Stiche liessen und von irgend einer Hoffnung gelockt mit wenigen Silberstückchen im Beutel auf ein Abenteuerleben hinauszogen; — das meist freilich ein banales oder auch ein sehr klagliches Ende nahm, weil . . . na was brauch' ich viel vom Weil zu reden! Und wenn man weiss, wie viele Mädelchen es ganz bestimmt giebt, die gleiches Sehnen und gleiche Entschlossenheit in sich tragen — — aber die haben dank unsrer Klosotmoral erst recht ein erbärmliches Loos, wenn die unbezwigliche Romantik sie über die Stränge hauen lässt. — Es liegt geradezu ein Keim zum Wahnsinnigwerden in der Idee: hier sind hunderte weiblicher Wesen, die alle nach Männern schmachten, Männern von denen sie schöpfen könnten, weil sie echten Ueberfluss in der Seele tragen, dort ebensoviele junge Männer von gleicher Sehnsucht verzehrt

— und zwischen beiden keine Brücke! Schliesslich vergeuden dann beide ihre Liebeskräfte im Gassenverkehr, oder an bankerotte, marklose Seelen, die ihre Partnerschaft nie zu würdigen wissen! —

Ich habe mich auch verändert gegen früher, ich bin viel ruhiger, gelassener geworden — vielleicht kennst Du mich garnicht mehr. Ein Bekannter nannte mich kürzlich scherzenderweise „den Freund der Kinder und alten Jungfern“; — Du siehst, wie harmlos man mich nimmt! Ich hätte auch wahrlich mehr erreichen können hier, wenn ich noch so das Gebot in mir fühlte wie früher, hervorzutreten, wenn ich nicht viel zu gleichmütig und skeptisch in die Welt gucken gelernt hätte. Ich vermöchte heute kaum jemanden zu begeistern, weil mir selber das Unbezwigliche fehlt, das was zieht und treibt und nicht loslässt. Du siehst, ich habe eine elementare Kur nötig, — weisst Du mir nicht eine Anstalt zu empfehlen? Bedingung: keine Fabriken auf zehn Meilen, und auch keine hygienischen Apparate, dafür grosser Reichtum an jenen komfortabeln Einrichtungen, die unser Herrgott am dritten Schöpfungstage extra zum Zweck von Sonnen-, Luft- und Fichtennadelbädern erfunden hat.

Ja, Herzensmensch, lieber Karl! wir müssten einen Ort erfinden, wo wir Selbstherren sind, — Kameraden von Fels und Baum und zugleich Genossen kecker, tiefinnerlicher Menschenwesen, einen Ort, an dem nicht immer die Polizei wie ein Damoklesschwert auf die Fröhlichen niederhängt, eine Empfängnis- und Geburtsstätte riesiger Willensgüter und Gedankenmächte, kurz so was wie wir schon seit einem Jahrzehnt davon geträumt haben — besinne Dich, kann man das nicht zuwege bringen? — Oder hast Du es amende schon?? —

Mein lieber Karl! eins freut mich, was mir bezeugt, dass ich noch nicht ganz Pergament geworden bin: ich wachse noch, fühle noch Stufen in mir, die ich überklettert habe, oder über die ich eben klettere. Mich immer wieder in mir überwinden — verachten, und mich immer wieder von neuen Seiten in mir liebgewinnen — es ist der beste Genuss, den ich bei meinem Umhersegeln in der Welt schöpfe, der einzige tiefere Genuss, den es für einen Menschen unseres Schlags überhaupt geben kann! Geht's Dir auch so, dass

Du wie ein Brunnenforscher durch Dein Wesen wanderst und aufjubelst, wenn Dir irgendwo ein noch unbekannter Quell aus dem Boden sickert? Oder wenn ein alter Quell kräftiger zu fliessen beginnt, oder wenn sich zweie, dreie zu einem Gewässer vereinigt haben? —

— Karl, wir profitieren ja von allem, auch vom Misérabelsten irgendwie, und es wäre kein Schicksal für uns verloren, wenn — wir nicht inzwischen altern! wenn wir nicht unsre Jugend, unsre Lebensweile dran verbrauchten! Warten hätt' ich ja gelernt; wenn ich nur wüsste, endlich kommt's doch und — ich bin dann noch so empfänglich dafür, noch so antwortfähig wie heute, und vor mir liegt die Ewigkeit. Aber die Natur ist knauserig und rechnet mit ihren Minuten. Jede bedeutet ein Schicksal, ein höchstes, und die Surrogate, die wir dafür hinnehmen, werden uns nie fürs Echtere umgetauscht. — Kannst mirs nachdenken? Der Augenblick ist eine Unendlichkeit in seiner Tiefe, wir aber tauchen nur ganz seicht in ihn ein, — meerabgrundweit einmal in seltenem Zufall! Karl, handeln wir, setzen wir alles dran, ins Volle, Tiefrollende zu gelangen, eh zuviel Jugend den Berg hinunter ist! Später resigniert man auch zu leicht, — ich fühle oft jetzt schon die bedrohlichsten Anwandlungen von Zufriedenheit in mir und von Stumpfsinn gegenüber meiner Verwesung.

— Aber Teufel! — Ich habe Dir nun soviel geschrieben und immer blos von mir! Bitte vergilt es nun mit noch viel mehr Nachrichten und Bekenntnissen von Dir — Du ahnst nicht, wie ich bis dahin die Stunden zähle. Ich weiss ja garnichts mehr, garnichts, was Du thust und was aus Dir geworden ist. Meine Geige lebt auch noch; ist mein Juwel, die mir über viel trübe Stunden hinüberhalf und noch helfen wird. — Ich juble heut, und glaube doch noch garnicht an mein Glück; frage mich schon, in wieviel Trauertagen ich sie wieder büßen werde diese Freude.

Ich brauche Dir keinen Gruss zu schreiben; nimm jedes Wort als einen Herzensgruss der Freundschaft, die Dich hoffentlich noch wie einst verbindet mit Deinem alten

Richard."

(Schluss in nächster Nummer.)

Karl Merz.



Vom Pan.*)

Mit dem Haupt, dem hörnerleeren
Nicht den Text der grösse Pan.
— Langsam kommt die Zeit heran,
Da die Götter sich beschweren!**)

Als Ende vorigen Jahres unter Aufwand sehr beträchtlicher Summen der Pan gegründet wurde, da

* Siehe die Anmerkung am Schlusse dieses Aufsatzes!

**) Ein im Zusammenhang mit der Kunstschrift Pan öfters genannter Bierbaum'scher Vers lautet:

Mit dem Haupt, dem hörnerschweren,
Nicht den Takt der grosse Pan:
Langsam kommt die Zeit heran,
Da die Götter wiederkehren".

hoffte die oft betrogene Welt der Kunstfreunde, endlich ein Pantheon zu besitzen, in dem in Wahrheit „alles göttlich“ sei, d. h. in dem nichts zur Geltung kommen dürfe, als Kunst; die Kunst, in ihren mannigfachsten Ausdrucksweisen nach Technik und Individualität, immer aber nur in hervorragenden und kennzeichnenden Leistungen. Heute erklingt eine Stimme nach der andern, die, sei es schadenfroh spottet, sei es grollend misstrauisch sich zurückzieht, oder aus irgend einer Ferne ihr scharfes Wort des Tadels herüberschleudert. Natürlich, wie es ja nicht anders gehen durfte: der Geldsack, dem man erst hofierte, ist übermächtig geworden und der alte

Pan hat so etwa die Mienen eines begabten, strebsamen und nach oben wohlgesenen Akademieprofessors angenommen. Erst sprang er noch etwas toll, da gab es Rippenstösse, nun wird er immer salonsfähiger und sterblicher; ganz unsterblich ist er überhaupt nie gewesen.

Um was es dabei schade ist: — natürlich um die aufgewandten Banknoten! denn es hätte sich was recht Bedeutendes und Bleibendes mit ihnen ins Dasein rufen lassen; wird aber leider für ein Weilchen mit herum sein, dass man wieder eine ähnliche Summe für künstlerische Zwecke flüssig macht!

Der zweite Jahrgang wurde in etwas erzwungener Weise so geplant, dass jedes seiner vier Hefte einer besondern Zentrale des deutschen Kunstlebens gewidmet sein sollte, vorläufig: Berlin, Hamburg, Dresden und München. Hat schon diese Anordnung viel Schulmeisterliches an sich, so verspricht das erschienene erste der vier Hefte für seine Nachfolger doppelt was an Staub und Monotonie! Es enthält Gediegenes, gewiss; aber die bloße Gediegenheit macht weder ein Kunstwerk aus, noch vollends haucht sie ihm ein blutfrisches, nervöses Leben ein. Sehr vieles aber ist nicht einmal gediegen. Die Bilder stehen im Durchschnitt über dem literarischen Teil und standen es von Anfang an, aber auch vor ihnen fragt man sich ein manchesmal: wie kommt das gerade zum Pan? Oder wollte der Pan nur beachtenswerte, redliche Sachen, sowie einige durch ihre Flottheit interessante Studien bringen, wollte er nicht eine Kunstwarte ersten Ranges sein, in der blos zum Worte gelangt, was wirklich Keime einer eminenten Kronenbildung in sich schliesst? Ein Hauptfehler des Pan, wie er sich jetzt präsentiert, ist seine Neigung, statt Kunst Kunstgeschichte, Kunstphilosophie, Kunstbetrachtungen zu bieten; im künstlerischen Teil aber — zumal in der Dichtung — das Markante, die sich aufzäumende Keckheit und Jugendlichkeit gegenüber braven Leistungen von nicht zu beanstandender Durchschnittsgüte zu vernachlässigen. Otto Julius Bierbaum, der anfänglich in der Redaktion saß, hatte darin noch den besseren Merks, nur verirrte er sich wieder allzugern ins Burleske, in Bierbaumleien und Purzelbaumereien.

— Nun freilich: tadeln ist bequem und ich will auch gerne zugeben, dass ich insofern vielleicht übers Ziel hinausschiesse, als der Pan in der von ihm repräsentierten Gesamtleistung immerhin ein stattliches Stück Geistesarbeit und eine grosse Summe von Geschmack, ja einmal auch genialer Anschauung (von den oft brillanten Darbietungen der Reproduktion ganz abgesehen) zweifellos in die Welt gegeben hat. Aber das Ausserordentliche ist er sicher nicht geworden, das er zu werden versprach und — aufgrund der Mittel wenigstens — auch hätte werden können!

Einem Einzelnen die Schuld aufzubürden dürfte schwer fallen; ich kenne auch die Leiter zu wenig. Aber es verloht sich vielleicht, eine kleine Betrachtung anzustellen über die wesentlichsten Vorbedingungen für

Gründung und Leitung einer solchen Publikation, die ja in ihrer Idee zweifellos vom höchsten Werte und ein seit langem und immer wieder gefühltes Bedürfnis ist —: die deutsche Kunst der Gegenwart in technisch vollendetster Wiedergabe, ohne Rücksicht auf Personen oder Richtungen, noch endlich auf den Geldbeutel! „Alle schaffensstarken Kunstrichtungen der Gegenwart sollen vertreten sein“, hieß es im Prospekte.

Auf was wir immer wieder hinauskommen werden ist, dass ein gewähltes Konsortium von Fachverständigen in Sachen des Geschmackes nichts taugt; das Für und Wider, das hier auftaucht, muss sich unbedingt im Kopfe eines einzigen, unbefangenem Kenners ausfechten! Ist ein solcher von den erforderlichen Qualitäten nicht zu finden, so nützen alle grossen Mittel und nützen alle Finessen der Reproduktion nichts: das Mittelgute wird die Oberhand gewinnen, weil es im Kreise der Richter auf den wenigsten Widerstand stößt. Außerdem liegt die Gefahr der Protektion und namentlich des Einflusses der Geldmacht drei bis zehnmal so nahe, als bei der Leitung nur eines einzigen, unabhängig gesinnten Mannes. Selbst eine gewisse Geschmacksvorliebe dieses einen Leiters ist nicht halb so schädlich als diese Schäden es sind. Steht ihm ein Kreis ratender Freunde zur Seite, um so besser! Aber man kann ihm den nicht zudiktieren.

Das führt nun gleich auf eine weitere Erwägung: ich glaube, dass es von vornherein ein unrichtiger Weg ist, wenn man sich eines schönen Tags bei einer schönen Idee ertappt und nun Geld sammelt im Gedanken: die Männer sie durchzuführen werden sich schon finden! Umgekehrt: hier sind die vorhandenen menschlichen Fähigkeiten das durchaus Primäre, in ihrer Richtung hat der Reichtum seine Gleise zu legen, sonst führen sie ins Nebulose. Ein Einfall, an sich noch so gut und noch so Bedürfnis ist für die Allgemeinheit nichts, ohne die Kraft, die ihn trägt und die ihn zu gestalten versteht. Erste Frage demnach: mit welchen tüchtigen Kräften ist zu rechnen? Diese Frage leitet darauf hinaus, dem Werk ein ganz individuelles (individuell dabei ja nicht eng genommen!) Gepräge zu verleihen; denn jede Idee, von der Person abgelöst, erhält stante pede eine demokratisierende Tendenz, die, wenn irgendwo, so in Sachen der Kunst vom Uebel ist. Was man will, ist doch allgemein: der Kunst emporhelfen. Man versteife sich also nicht darauf, gerade einen Pan zu gründen, um ihm nach der Gründung erst seine Leiter zu wählen, sondern man knüpfe dort an, wo sich Kräfte regen, die weitherzigsten, gestaltungsdurstigsten und feinstempfindsamen Kräfte. Ihnen vertraue man an zu schaffen was sie eben als ihr bestes in solcher Art zu schaffen vermögen. Oder wenn man selber als Kraft mit in Rechnung kommt, so gehe man ja keine erkünstelten, vom Geld oder von Majoritäten bestimmten Assoziationen ein, sondern man gliedere sich Leute an, die einem zur persönlichen Hilfe und Ergänzung werden, ohne dass man seinen Geschmack dem ihrigen preiszugeben braucht. Was ein solches Bündnis zuwege bringt,

wird doch immer etwas Ganzes, etwas Neues und Bestimmtes sein, während künstliche Korporationen fast immer an vager Mittelmäßigkeit kranken. In der Pan-Manier verderbt man blos auf lang hinaus den Gusto an ähnlichen Versuchen!

Und dann noch eins, ein Wichtiges: wie es scheint, hat die Pan-Redaktion ruhig die Künstler an sich herankommen lassen und ihnen von der feilgebotenen Ware abgenommen, was sie für tauglich hielt. Das war ein grundsätzlicher Fehler. Der Künstler ist durchaus nicht immer befähigt, die Güte seiner Leistungen treffend abzuwählen, oder zu bemessen was für eine derartige Sammlung taugt. Außerdem sind unzählige gerade der tüchtigsten und eigenartigsten Kräfte entweder mit dem Pan nicht bekannt, oder sie riskieren aus irgend einem Grund, keine Zusendung. Was steckt nicht alles in Deutschlands Ecken und Winkeln von echter, großer Bildnerseele, von keckem Wurf und frischem Blütentriebe! Die gilt es aufzufinden, — nicht zuerst die Koryphäen des Tags, nicht die schon Gemachten und Bekannten, das überlasse man Journals, die genötigt sind mit Namen zu glänzen! Reisen und suchen wäre die Aufgabe eines Pan-Redakteurs, den Malern in ihre Ateliers wandern, ihre Mappen durchblättern, sich von den Dichtern im ganz ungestörten Beisammensein lesen lassen, was ihre geheimen Fächer bergen, — kurz lüsterne, leckichte Auswahl halten und die eroberte Beute zuhause einer nochmaligen energischen Sichtung unterwerfen. Ist dann von ebenbürtigem Material genügend viel gewonnen, um ein Heft — nicht nur zu füllen, sondern abermals mit prickelndstem Geschmack architektonisch aufzubauen, — gut, so lässt mans erscheinen. Eine ganz genaue Zeit und auch einen ganz genauen Umsang festzusetzen halte ich für recht überflüssige Beschränkung. Beides hat viele Mitschuld an der Mittelmäßigkeit unserer Journals. Ein Schalk giebt mehr als er hat, — oder giebt auch, bevor er genug an Genügendem hat!

... Dies so in meinem Kopf die Grundlinien

Anmerkung. Ich gebe, zugleich dem Wunsche des Autors folgend, diesen Aufsatz änderungslos wieder, trotzdem (durch die lange Verzögerung im Erscheinen des Eigenen) bereits fünf Monate seit seiner Niederschrift verlossen sind und sich die Dinge insofern etwas verschoben haben, als inzwischen zwei weitere Hefte des „Pan“ herausgekommen sind, vor denen Volker selbst sein ohnedies polemisch gefasstes Urteil noch mehr bedingen möchte. — Er schrieb mir in dieser Angelegenheit u. a.:

„Ich weiss, dass die letzten Hefte — Heft 2 auch im literarischen Teil — besser sind, und dass ich vielleicht der künstlerischen Redaktion in einem Punkt sowieso Unrecht gethan habe: sie nemlich scheint etlichemal auf die Suche gegangen zu sein, und hat neuerdings (im Münchener Heft) sogar Brillantes für uns entdeckt.“

— Bei Heft 1 mag ja noch der fatale Umstand eingerechnet werden, dass es gerade Berlin gewidmet war und dass Berlin augen-

künstlerischer Pan-Versuche! Heute sind schier nur Namen von öfters und oft gehörtem Silbenfall, denen wir im Pan begegnen; Entdeckungen hat er noch herlich wenige gemacht — zumal nicht in seinem literarischen Teil. Und wenn nur der Name jedesmal für ein Mindestniveau von etwas achtbarer Höhe garantierte! Aber von Schriftstellern, die schon so Tüchtiges wie die beiden Hart, wie Flaischlen, Holz, Hartleben u. a. hinter sich haben, hätte man sich gerade hier wohl ein bisschen mehr Überraschung mit Bedeutendem versprechen dürfen! — Am fraglosesten ist der Pan wohl in den Vignette bestanden; da haben wir so einige Kerls von ganzem Schlag: die Sattler, die Thoma, die Eckmann, Fidus, L. v. Hofmann, Leistikow und andere, deren Zierleisten wirklich erbauen. — Der alte Fontane (mit zwei Gedichten) und sein Porträt (von Liebermann) thun redlich wohl. Menzel ist in einem Aufsatze von H. v. Tschudi treffend nach den Grenzen seines künstlerischen Könnens bewertet — ins Ueberschwengliche der Menzelapotheosen hinein ein erfreulich besonnener Klang. Dehmel in seinen Poesien ist und bleibt, bei aller nicht zu leugnenden Kraft, ein Stimmungen-Klauber. Von Malern oder Zeichnern sind Skarbina, Hofmann, Menzel, Sattler, Zorn, Cornelia Paczka und einige andere wertvoll vertreten. Doch ich will mich heute nicht weiter mit Einzelheiten des Inhalts befassen. — —

Um nun zur Moral zu kommen: Ohne die ganz außergewöhnlich befähigte Oberleitung eines Einzelnen glaube ich, dass alles Odium, der großen Kunstaustellungen auch den Pan treffen muss, und dass das Interesse der Künstlerwelt sich besser Sonderpublikationen von einheitlichem Geschmack zuwendet, die aus dem Kreis einer innerlich verbundenen und in sich verwurzelten Eliteschar stammen. Die Elfer etwa, wenn sie nicht so per Zufall zusammengewürfelt wären, oder der Simplizissimus, wenn er seinem ästhetischen Gehalt nach fragloser dastände, könnten uns einen Fingerzeig geben.

Hans Volker.

blicklich nicht viel an schöpferischer Potenz beherbergt, — wiewohl sich selbst dort wie ich glaube tiefere Leistungen hätten auftreiben lassen!

Etwas Akademisches, etwas Unaktuelles (auch im Ewigkeits-sinne!), etwas vom schönen Bilderbuch ist der Pan aber auch seither (und auch im plastischen Teil) nicht los geworden: das bringt eben die scholastische Art seines Zustandekommens mit sich! —

Mein Aufsatz ist so in einem Fluss niedergeschrieben und ich halte ihn in seinem wesentlichen Ideengang und seinen Schlussfolgerungen so durchaus aufrecht, dass es mir leid wäre, ihn nochmals ummorgen zu müssen. Vielleicht geben Sie ihm eine erklärende Notiz bei, das wird, denke ich, genügen.“

Ich glaube Volkers Wunsch mit Zitierung dieser Briefstelle selbst am besten erfüllt zu haben.

Der Herausgeber.

Kahnfahrt.

I.

Des Abends Schatten schleichen auf den See
Und folgen lauschend unserm kleinen Kahn,
Die Tiefen blicken stumm und rätselvoll —
Die Sterne aber sinnen in die Nacht...

Dort durch den Uferwald kommt still der Mond,
Im Kiefernhaar blinkt bleich sein mattes Gold
Und aus dem Schilfe steigen Nebel auf —
Die Sterne aber sinnen in die Nacht...

Die Wasser glänzen und die Tiefe bebt,
Du siehst mich gross und bang und fragend an
Und meine Pulse pochen sehn suchtstoß —
Die Sterne aber sinnen in die Nacht...

Die Wellen schmelchein leise um das Boot,
Die Fluten träumen und die Ruder ruhn,
Der Wind nur zieht uns schweigend strom hinab —
Die Sterne aber sinnen in die Nacht. — — —

X

II.

Wir fuhren wieder auf den See hinaus
Und wieder sah der Mond so bleich und gross,
Und wieder spielt' im Rohr der Abendwind.

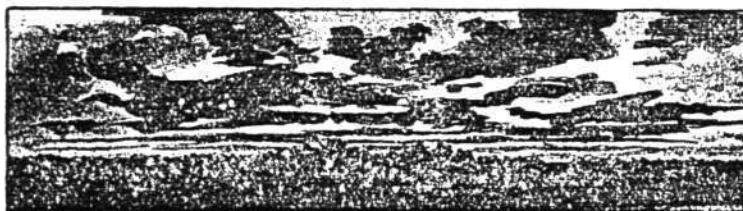
Leicht glitt der Nachen auf den Wassern hin,
Sie sass am Steuer und ich fuhr den Kahn,
— Du lagst zu ihren Füssen wie ein Kind.

Sie sang und sprach von ihrer Kinderzeit,
Du lauschestest still und thatst mit Worten schön
Und Deine Stimme klang so weich und lind.

An meiner Seite aber sass der Tod
Und zeigte stumm mir mein verblutend Herz
Und meine Ruder jagten pfeilgeschwind. —

Wir stiegen aus und ihr gingt dann allein
... Und als mein Herz verblutet war im Wald,
Sang in den Blättern noch der Abendwind. —

Adolf Brand.



Zwanglose Randglossen aus dem philosophischen Liegesessel.

14.

Während Schopenhauer und Spir die Vielheit und Verschiedenheit der Dinge, d. h. die Technik der Erscheinung als eine abnorme Aeußerung der Allsubstanz zu denunzieren lieben, um die letztere gegen ihre Prozesse auszuspielen, und entweder aus dem dualistischen Zwiespalte ins Nirwana weisen, oder die uniforme Lösung als die einzige wahre Lebensäußerung der Welteinheit proklamieren, macht es der Antipode Stirner gerade umgekehrt: er entnimmt dem Vielen und Verschiedenen seinen immanenten Zusammenhalt und pluralisiert genau so auf psychologischem Gebiete, wie es der Materialismus im physiologischen Revier thut.

15.

Stirners geniales Verdienst bleibt, das Ego aus dem pantheistischen Allnebel herausgeholt zu haben, — ohne freilich die wahre Souveränität des Ego erkann zu haben. Er rückt vielmehr dieses auf die Bildfläche ge-

retete Ego sofort wieder in einen neuen Mischmasch von Definition- und praktischer Zuspitzung; diese verwirrende Unsicherheit zieht sich durch den ganzen Meister hin und nimmt bei den nachbetenden Trabanten unheimliche Dimensionen an! Stirner und seine Leute begnügen sich nicht damit, dem Satze: „Alles ist Egoismus“ die einfache Deutung einer philosophischen Binsenwahrheit zu geben, etwa nach dem Analogon: „Alles ist notwendig“, — wie ja auch Hegel einmal sagt: „Alles ist vernünftig“ —! Nein, die simple Definition wird zum Ausgang einer dialektischen Taschenspielerei und lautet plötzlich in den übertölpelten Köpfen: Alles ist im unbedingten Rechte, das Ego schlechtweg Selbstzweck! Statt aber diese liberale Entfesselung „Aller gegen Alle“ unzweideutig festzuhalten, kommt noch eine weitere Überraschung hinzu: der Stirnerianismus schränkt sofort die neutrale Rolle wieder ein, indem er propagandistisch auftaucht und hinzusetzt: werdet Egoisten! — d. h. werdet nur solche Egoisten, wie sie das alleinseligmachende

Lehrbuch Dr. Kaspar Schmidts lehrt! — Wir sagen auch: Jeder hat Recht — aber eben nur bedingt: bedingt von der eigenen besseren Qualität, d. h. Identität, die ihren Ausdruck in den sozialen Räumen findet, bedingt durch die aus dem einheitlichen Zusammenhang sich ergebende Werteskala; auf dieser monistischen Wertleiter ist aber nicht der primitive Egoismus der Überlegene, sondern der ideale Egoismus! Also einerseits hebt Stirner als bloßer Theoretiker die Wertdifferenz auf —: den Vergleich, (denn der Vergleich setzt immer das Gleiche im Verschiedenen voraus!) — und giebt Jedem ein vergleichungsloses Ichrecht, ein willkürliches Ausleberecht; und anderseits schiebt er sofort den Regel wieder vor: differenziert!, aber zu Gunsten der Primitivwerte! — Diese Verworrenheit setzt sich auch in Nietzsche fort. Zwar neigt Nietzsche zur Bevorzugung der idealen Egotreffer, — setzt über den parodistischen Spaß und die Spiegelfechterei Stirners den hochaufragenden Übermensch, aber in der Hauptsache befreit auch er sich nicht von den philosophischen Schwächen Stirners, also namentlich nicht von dessen Einheitslosigkeit! Mit Recht wirft die Dühringschule Nietzsche den Mangel an umspannenden Begriffen vor: namentlich die Preisgabe der monistischen Idee, jener größten Errungenschaft, der Giordano Bruno und andere Pioniere ihr Herzblut geopfert haben.*)

16.

Nietzsches Übermensch ist trotz aller Verleugnung nichts anderes als das unter dem alten Königsberger Titel über Bord geworfene und in neuem Kursformat wieder aufgefischte „Ding an sich“. Jenseits aller Differenzierung, im reinsten Phäakennimbus strahlt eben das alte „An sich“ der Dinge! Nietzsche ließ freilich den Einheitsbegriff fallen, um nicht blos einen, sondern viele Übermenschen in Sicherheit zu bringen, womit er statt des einen „Dinges an sich“ eben viele „Dinger an sich“ erhält, sich darin mit Stirner berührt und denselben Pluralismus vertritt, den er an den Materialisten als atomistische Erklärungstölpel so heftig verspottet. Nietzsche setzt neben deren materielle Absolutheiten die psychischen!

17.

Die Aufhebung der Wertdifferenzierung ist ein beliebtes Kunststück aller Stirnerianer und Nietzscheaner geworden. Phrasen wie: „Alles ist Recht, alles ist Wahrheit.“ oder „Nichts ist Wahrheit“, die dem Bourgeois recht graulich ins Gesicht springen, bilden jetzt das Orgelrepertoire der „Vorurteilslosesten“ und „Ganzemanzipierten“. Es gibt nichts hochkomischeres, als die Stirner-Nietzsche-Schule, zu der man immer zugleich

Nietzsches Ausspruch setzen muss: „Sobald jemand mit mir übereinstimmt, fühle ich mich gleich im Unrecht!“

18.

Selbst Böcklins Land- und Meergeburten haben es den im Phantasiehandwerk nachpfuschenden Böcklinianern nicht so boshaft angethan, als es der Übermensch jenseits von Gut und Böse den Zarathustraknappen anhat! Was Nietzsche mit seinem Jenseits der Wertunterscheidung sagen wollte oder konnte, war nur ein Jenseits bedingter Natur! Jenseits von Gut und Böse im unbedingten Sinn ist Unsinn! Es werden immer wieder Momente auftreten, die sich auch für den reifsten Geist als weiteres Entwicklungsmilieu darstellen, als „Gut und Böse“! Über die Differenzierung überhaupt kommt auch der überüberste Mensch nicht hinaus! Wir können nur immer jenseits rückständiger Ordnungen kommen: jenseits dessen kommen, was vor uns liegt, hieße die polare Spannung in ihrem ganzen technischen Prinzip aufheben und den Indifferentismus predigen. Man sieht, wie Nietzsche trotz seines ausgeprägten Unterscheidungstrieb ins Lager derer gerät, die tatsächlich alle Wertunterschiede aufheben. Nietzsche stellt seinen Übermenschentum als Mehrwert über die Herdenwerte, nicht etwa als ein zufälliges Stellungsprodukt aus mechanischen Häufungen, sondern als dynamischen Faktor —: und im selben Atem leugnet er die Seinseinheit und vervielheitlicht den Geschichtsprozess ganz im pluralistischen Fahrwasser! Er gibt dem Übermenschentum alle Attribute des Unbedingten, macht es zu zusammenhanglosem Selbstzweck, — ohne zu merken, dass er damit nur den absoluten Widerspruch verherrlicht! Immer wieder wird der Übermensch, nach vorwärts gesehen, neue Unterscheidungen aus sich heraus nehmen und neue Steigerungsstufen gewahr werden: das Ego der Menschheit wird also in Jedem als ein immer wieder bedingtes und im Gesamtprozess seinen Selbstzweck feststellendes Ego sein. Aber in dieser Bedingtheit wechselt allerdings die Qualität in aufwärtssteigenden Vertiefungen, so dass der Begriff des Idealen als des Überlegenen, also das vornehme Übermenschentum in sozialem Umfange in den Vordergrund tritt.

19.

Stirner und Nietzsche sind keine zusammenfassenden Größen, es sind Erreger. Aber geistvolle Erreger erzeugen auch geistschwere Gegenstöße! Nietzsches anhaltendes Unwerten hat etwas Athletisches an sich: nur wer auf die stärkste Frage das Gegenwort findet, hat sich selbst im flüssigen Besitz! Die Natur produziert keine Negation ohne eine darin latent liegende Position: sie entlässt kein Moment aus dem grandiosen Zusammenklang, der, von der obersten Spekulationsinstanz aus gesehen, eben das ins Unendliche gerückte Vollkommenheitsideal ist. — Nietzsches fieberhaftes Umwerten hat aber auch seine Tragik darin, dass er kramphaft jene Differenzierungslosigkeit anstrebt, welche eben nur als eine stets durch Gleichnisformen wirkende Darstellung, nie als reines „An sich“ für uns in Betracht kommt.

*) So manches dialektische Soireestück Hegels scheint auf Stirner nicht eindruckslos geblieben zu sein, wenigstens entnahm er Hegel eben das, was denselben am wenigsten solid erscheinen lässt, nämlich dessen akrobatische Kunstgriffe in methodischer Beziehung, worin es Stirner zu einem bewundernswerten Debüt brachte.

20.

Das Unbedingte als direkte Versinnlichung im Sinne Nietzsche's genommen, ist nichts anderes, als die von vielen Anarchisten nachgebetezte Willkür mit dem Motto: *Après nous le déluge!* Nietzsches Sehnsucht nach dem Unbedingten kennzeichnet ihn als eine trotz aller Ablehnung und Fehlmündung metaphysische Natur. Hätte er das Unbedingte in seiner paradoxen Darstellung gesucht und als normgebende Entwicklungsperspektive festgehalten, statt aus ihm eine Vielheit von Substanzen zu fabrizieren, die weiter nichts als gute Nachbarn der Atomisten sind, so wäre ihm auch der soziale Gedanke als ein innerweltlicher und inner-ichlicher aufgegangen und Zarathustra hätte tatsächlich statt bloßer Geistesgymnastiker die Kommenden angekündigt.

21.

Es wird uns als erklecklicher Fortschritt vorgetutet, was Stirner, Feuerbach, Heinzen und andere Jung- und Gegenhegelianer „über Hegel hinaus“ entdeckten. Ich finde aber in all diesen so gepriesenen Rettern der simplen Denkkraft und Sprachdeutlichkeit nicht allzuviel mehr, als entschiedene Rückgänge in wesentlichen Positionen: das mächtige Umspannungsbedürfnis Hegels macht in diesen Nachkommen einem Spezialistentum Platz, dessen oft bis zur banalen Binsenrichtigkeit gelotstes Detailtreiben die nachfolgende Verseichtung des Spekulativen einleitete. Man sehe sich nur den von Hegel so ungleich tiefssinniger gefassten und in diesem Sinn nicht bestrittenen Satz Feuerbachs an: „Nicht Gott macht den Menschen, der Mensch macht Gott.“ — Die in einen Doppelvorgang gerückte Bedeutung dieses Satzes bei Hegel vereinfacht Feuerbach zu einem pluralistischen Aneinander von Gottesvorstellungen, deren symbolische Bindung ihm völlig verloren geht. Die Gleichnisform ist eben nichts anderes, als das in die Erscheinung in immer intimeren Darstellungen tretende Unbedingte, ist dessen Selbstenthüllung! Diesen Ganzbegriff, den Hegel als den metaphysischen Resonanzboden konsequent festhielt, diese Totalität, aus der heraus das Bauen von oben herab sich ergiebt, hat die nachhegelische Generation leichten Herzens über Bord geworfen und damit der materialistischen „Naturwissenschaft“ einerseits und einem rationalistischen Freidenkertum anderseits die Einleitung geschrieben.

22.

Es ist freilich eine lächerliche Anmaßung der Materialisten gewesen, sich als die Träger der monistischen Weltanschauung auszuspielen, indem die „Materie“ als Lückenbüsser für den alten Einheitsgedanken der Philosophen den Stoffgläubigen plausibel gemacht wurde. Man getraute sich nicht, mit der handgreiflichen Auffassung des Atoms Ernst zu machen und schuf einen neuen Köhlerglauben, den Glauben an die Materie. Seit Nietzsche haben nun auch viele Anarchisten den Mut bekommen, gegen die Atomisten Front zu machen;

freilich nur deshalb, weil sie (ohne es zu wissen) nur eine materialistische Inkonsistenz, nemlich den Glauben an ein einheitliches „Wesen“ — die Materie — bekämpfen! Im Grunde haben sich die Anarchisten vom Koloß Stirners und Bakunins und die Materialisten folgerichtigen Schlags nichts vorzuwerfen. Ebenso lächerlich ist die anarchistische Phrase von der „Gewaltlosigkeit“! Der Haupttrumpf aller jener pluralistischen Anarchisten aus dem Stirner-Nietzschetum ist die Aufhebung der Differenzierung, d. h. die Ordnungslosigkeit schlechtweg und der Kampf Aller gegen Alle (statt Kampf Aller in Allen!) also damit die Aufhebung der Gewaltlosigkeit! Wo die Dinge nicht durch sich selbst, sondern durch unbedingte Außenkonstellationen verändert werden, da wird nicht überzeugt, sondern vergewaltigt. Der Pluralismus in anarchistischer Praxis ist die folgerichtige Vergewaltigung!!

23.

Der anarchistische Gedanke wird sich von der vermaterialisierten Sozialdemokratie nur dann unzweideutig trennen, wenn er über die fragmentarischen Ansätze in Stirner-Nietzsche hinausgreift, diesen letzten Autoritätsdusel überwindet und das platte Spezialistentum den Sozialdemokraten überlässt. Einzig die monistische Basis wird dem Individualen die vornehme und sichere Richtung in Blüte und Frucht geben! Der einheitsvolle Individualismus deckt sich aber mit der Wiedererweckung der Symbolfrage. Die symbolische Weltanschauung ist eben jene Weltlehre, welche die Genesis der Dinge in der Beleuchtung des in unendlicher Enthüllungsskala Zusammenhängenden betrachtet und alle Relativität der Dinge in immer sich ablösenden Neuordnungen verstehen lernt. Der Weltprozess ist eine permanente Steigerung der Gleichnisse, ist trotz aller Unterbrechungen und gerade mit allen Unterbrechungen die unzerstückelbare Repräsentation des Unbedingten und Vollkommenen. Wenn diese Lehre Mystik genannt werden soll, so bin ich Mystiker! Und ich greife den Namen Mystiker gerne auf, erstens weil ich Perspektiven liebe und weil ich mich fernerhin mit dieser Mystik in bester Gesellschaft weiß. Es gibt auch eigentlich nur zwei große Richtungen, die Goethe schon treffend auseinanderlegte: Rationalisten (bezw. Formalisten) und Mystiker. Rembrandt der Farbenmystiker und Dürer, der Mystiker des Stifts, wie er in seinen Vignetten und seinem Ornamentalstrich auftritt, Beethoven und Goethe, Emmerson und Dante, Schelling und Schopenhauer u. s. w. auf dem einen Pol. — Namen wie Lessing, Nikolai, der trockene Denker und Pädagog Herbart, der große Hypothesenfeind Virchow, der Mathematiker Brahms, der Typus heutiger Comtoirdemokraten Eugen Richter, ferner Du Bois-Reymond, der Maler Liebermann u. s. w. auf dem andern. Man fasse nur aber ja nicht das Wort „Mystik“ in einem spezialisierten Sinne, als blos okkultistische Fachkurve! Mystik im souveränen Sinne ist eben nichts anderes,

als das Herausarbeiten der grossen, natur- und gattungssozialen Symbole!

24.

Wir werden nie ins darstellungslose „An sich“ der Dinge gelangen und ob noch so viele Daseinsdimensionen sich an unser Erdenleben anschliessen mögen. Die Werteskala von Plus zu Plus führt, da wir — paradox — das Unbedingte ins Unendliche setzen müssen und es in jedem Momente als Entwicklungsgrad gewahr werden können, in unbegrenzte Fernlinien und diese Aussicht

gibt jene mystische Anknüpfung, jene Ego-Mystik, wie sie sich auch aus Nietzsche heraus (folgerichtig gefasst) andeuten lässt. Der Individualismus auf einheitlich evolutionistischer Grundlage setzt seine Weiterrechnung nicht in das bloße pantheistische Verschwinden im All, sondern auf personelle Metamorphosen. Da aber diese Punktierungen den dichtenden Denker mehr, als den „exakten“ Denker engagieren, so sei an dieser Schwelle mit dem Angedeuteten abgeschlossen.

Karl Herman.

(Weitere Abschritte folgen)

Ein Ziel! ☺

Heut ist mein Genius wider mich verschworen,
Der einst sein Wollen über mich gespannt:
Er zeigt mich recht im grauen Nichts verloren
Des blöden Wirbels, den man Welt genannt!
Dumpf irrt ihr Strom, — nur ich hineingänget
Mit diesem qualenwütigen Verlangen:
Ein Ziel! Ein Ziel!

In ihren Armen selbst hat michs ergriffen
Und aus dem Schlafe schreckt' michs wüst empor.
Das tolle Boot, entronnen Klipp' und Riffen,
Ich sah, wie sichs im Wellenschaum verlor . . .
— Ausbreit' ich die Arme angstzerrissen
Und schmerzlich stöhnt' und weint' ich in die Kissen.
Ein Ziel! Ein Ziel!

Zerflattern heisst der Fluch an dem ich kranke,
Ein schwanker Zweig, von Winden müdgehetzt!
Und glaub' ich noch, dass an die letzte Ranke
Sich schimmernd eines Herbastes Segen setzt? —
Auf, — treib' ins Gold, du meine späte Blüte!
. . . Dann — Jugend, Hoffnung, dass euch Gott behüte! —
Ein Ziel! . . . Ein Ziel!

Hans Volker.

In Laune. ☺

(Ländlich.)

Die farbigen Umschlagtüchlein
Sind herzig und bequem.
— Ach wenn mir nur ein Besüchlein
Von solch einem Mädel käm'!

Dort, in der Hand ein Büchlein,
Trotten an mir vorbei
In farbigen Umschlagtüchlein
Immer zwei und zwei.

. . . Ach, wenn ich nur so ein Büchlein,
Mitsamt dem Mädel, hätt'! —
Die farbigen Umschlagtüchlein
Sind doch gar zu nett!

Karl Merz.

Das Lied des Todes. ☺

Hörst du nicht die Töne sehnuchtseliger Geigen?
Kennst du wohl das Lied, das da lockt zu ewigem Schweigen?
Süsse Spiele sinds: Geigen, die ich befiehle.
In der heiligen Stunde, wenn die Glocken zwölftmal schlagen,
steh ich auf der Wache, wo meine Cypressen ragen,
und erwarte manche lebensmüde Seele.

Komm in meine Nächte, sie sind wie blühende Haine,
die verschwiegen schlafen; schöner findest du keine;
komm du her, ich lege um dich die ewigen Flügel.
Gieb mir deine Hand, ich will dich sicher leiten,
will über deine Seele meine Fittiche breiten,
füre dich zu meiner Ruhe träumendem Hügel.

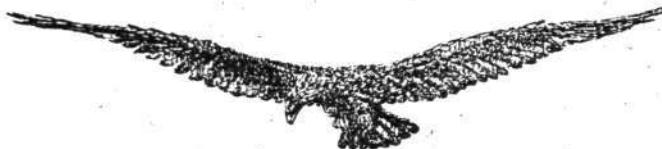
Sicher geht dein Fuss durch meine Märchenhallen,
wenn die müden Lider dir über die Augen fallen,
und geschlossnen Blicks schaust du verborgene Tiefen:
Tiefen, die im Leben du nimmer konntest sehen;
fühlst in deinen Händen stille Kräfte erstehen:
Kräfte, die im Leibe dir fest verschlossen schliefen.

Komm, oh komm doch her, meine Worte sind süsse Ruhe,
meine Verheissungen nahm auf weichem, wohligen Schuhe,
wollen dir die Frucht der grossen Erkenntnis reichen.
Und du pilgerst hin durch meiner Nächte Schatten,
die noch für jeden Wandrer ewigen Frieden hatten,
siehst so fern, so fern des Lebens Mühsal weichen...

Und ich führe dich zu meinem Heiligtume,
schmücke dein schlafendes Haar mit der weissen Königsblume,
deine Gewande sollen sein wie schimmerndes Linnen.
Folge mir nach, ich will dich still und sicher machen,
wirst den Schmerz vergessen, und im Traume wirst du wa chen,
selbst aus meinen Nächten dich nimmermehr von hinnen.

Franz Evers.

(„Hohe Lieder.“)



Bücher und Menschen.

Bücher!... Es liegt eine ziemliche Zahl vor mir, und Gott sei Dank, ich kann bezeugen, dass auch aus ihnen allen Menschen sprechen, Menschen mit deren Innerem und Innerstem bekannt zu werden schon der Mühe verloht! —

Ich muss mich aber gleich von vornherein den Verfassern gegenüber entschuldigen, dass ich mich nur so kurz über die meisten von ihnen werde äussern können, — wo ich doch so manches und so mancherlei noch über sie auf dem Herzen hätte! Aber der leidige Raummangel macht dem Journal-Kritiker die Kürze zu einer ganz besonderen, ja zur eklatantesten aller Tugenden, und da ich überdies ungerecht genug bin, den Raum, den ich habe, nicht in gleiche Teile zu teilen, sondern einzelnen meiner Dichter eine grössere Breite einzuräumen, bleibt für die übrigen leider recht wenig da. — Ein andermal hoffentlich!...

Lyriker sind's für heute, und nur Lyriker, die ich mir zur Besprechung ausgewählt habe. In der totalen Verschiedenheit ihrer NATUREN, — die wie die Springhülsen auseinanderplatzen würden, wollte man sie unter einen Hut spannen, — immerhin ein recht interessantes und reiches Konsortium!

Die blutwärmste, die unmittelbarste unter ihnen allen ist vielleicht Maria Janitschek. Die blutwärmste, wenn auch nicht gerade die blutreichste. Jedenfalls ist sie eine Weiblichkeit, in der Grösse und

Maria Janitschek:
„Im Sommerwind.“ noch ein Stück ganz unverfälschter Natur steckt! Wer die finden will, der lese Gedichte von ihr, wie „Du Lose!“, „Hurrah Heil!“, „Mädchenfrage“, „Vorfrühling“, „Der Gast“, „Glückseligkeit“, „Liebeszauber“, „Fang sie!“, „Bestimmung“, und vor allem das unsäglich liebliche „Kinderspiel“:

Sie küssen sich hungrig, sie küssen sich satt,
die Vöglein lauschen sacht;
es röhrt sich in den Büschen kein Blatt;
nacktfüßig kommt die Nacht.

Die jüngsten Sterne gucken
neugierig auf die zwei,
ihre goldenen Wimpern zucken...
zögernd ziehen sie vorbei.

Leider sind nicht alle Poesien der Verfasserin bei der warmen Unmittelbarkeit jener Gedichte in Sprache und Anschauung geblieben. Wie viele Poeten freilich giebts, die heute nicht daran kranken?... auch Maria Janitschek thuts: sie probiert und kostümirt mir etlichemal zuviel! Das wird dann der Tod der köstlichen Naiv-

tät, die ich in Gedichtchen wie im „Kinderspiel“ so entzückt bewundere. An krassen Effektstudien wie (um ebenfalls kleinere Gedichte zu nennen) dem „Abend“ oder auch dem „Gesicht“ u. a. sonst, (in denen gewöhnlich mehr versucht ist, als wozu die Kraft reichte), kann doch niemand im Ernst seine Freude haben! — Interessant ist die Dichterin immer (wie auch in ihren Erzählungen) in der Psychologie des Weibes. — Ihrer Sinnlichkeit, die sie offen und heiss zur Schau trägt, wohnt nicht der geringste Zug des Lüsternen oder „Pikanten“ inne, sie behandelt geschlechtliche Motive mit ebensoviel Reinheit als ungezielter Frische. Ein paarmal freilich passieren ihr Geschmacklosigkeiten, die Tendenz verraten: wo sie, um im Punkte der Sexualität, bezw. ästhetischer Philisterbedenken recht unbefangen zu scheinen, sich mit Worten oder Bildern hereindrägt, die man als überflüssig und darum eben nicht mehr unbefangen empfindet. — Ihr Märchen von „der verstoßenen Seele“ ist eine recht hübsche Persiflage auf die Kinderfurcht der Décadence-Gattin und hat mir als Stimme eines Weibes besondere Freude gemacht.

Weniger ein Schwarm- und Feuergeist, als ein ruhiger Betrachter und Nachbildner tritt uns in Bruno Wille entgegen. Seine neue lyrische Sammlung „Einsiedelkunst“ ist, während ich dies schreibe, noch

nicht erschienen, ich kenne einiges daraus, das mich mit grosser Hoffnung für sie erfüllt. Hier aber will ich mich an sein erstes Büchlein, „Einsiedler und Genosse“ halten. — Wille hat einen Fehler begangen: er hat seiner Sammlung den Untertitel geben: „Soziale Gedichte“. Natürlich ist die literarische Kritik mit pflichtgemässer Promphtheit auf das Wort hereingefallen und hat „sozialistische Gedichte“ draus gemacht! Wenigstens fand ich Wille nun schon in mehreren literaturgeschichtlichen Essays in die Reihe der „sozialistischen Dichter“, Schulter an Schulter mit Henckell, Mackay und andern Programmpoeten (ein Ausdruck mit dem ich natürlich Henckell und Mackay nicht erschöpfen will!) verwiesen. Und da er lange Zeit sozialistischer Agitator war, schien ja auch nichts näher zu liegen. So oft ich aber „Eins. u. Gen.“ schon zur Hand nahm: von Tendenz, von politischer Färbung hab' ich auch nie das mindeste drin bemerk't! Es ist doch ein anderes, heisse Sehnsucht nach Erlösung, nach Natur, nach Sonne und Glück im Gedichte ausprägen, oder ein proletarisches Manifest in schwungvolle Reime fassen! Sollte man nicht gerade anerkennen, und doppelt darauf hindeuten: hier ein Agitator, der seine Dichtung vor jener Klippe bewahrt hat? Und wenn man nun gar von der ganz gleichen Seite her, die einst so viel

Lärm von der „Pflicht“ des modernen Lyrikers schlug „soziale“ und Großstadt-Motive zu behandeln, den Lyriker gerade, der diese Probleme mit am allerbesten bewältigte, darum als „sozialistischen Dichter“ beiseite geschoben sieht, so geht das schon stark ins Komische hinüber! — Ich darf es wohl sagen, ohne deshalb voreingenommen zu scheinen: über die Missachtung des Lyrikers Wille hab' ich mich oft rechtempört! Er ist unbedingt eines der stärksten Talente, -- eines der selbständigen vor allem, unter der gesamten lyrischen Generation von heute; -- und niemand weißt von ihm! Ich ärgere mich namentlich, weil es ein Licht auf das Kunstverständnis unsrer literarischen Kreise im allgemeinen wirkt, und auf ihre Stumptheit, wo einmal Renommage und Reklame mangeln! — Zur „Popularität“ ist Wille ja nur sehr bedingt geeignet, d. h. eigentlich nur durch seine Stoffe. Es fehlt ihm dafür die Einfachheit des Volksliedes, fehlt ihm aber auch andererseits die Rhetorik, und fehlt ihm der glatte Fluss der Strophen. Man muss in ihn eindringen. Aber umso mehr sollte man auf die Achtung von literarischen Kennern für ihn hoffen dürfen. Die aber finden mit ihrer schwachen Brust nichts heraus, als dass seine Sprache ringe und keuche — und werfen, wenn's hoch kommt, dem „volkstümlichen Herzen“, das aus den Gedichten spricht, eine Kußhand zu! —

Da jede Kunstsättigung Charakterelemente aller übrigen in sich birgt, so lässt es sich auch in der Lyrik unterscheiden etwa zwischen einer malerischen, einer plastischen, einer rhetorischen, einer musikalischen, ferner einer epischen und einer dramatischen Behandlungsweise. Wille in seiner Lyrik ist fast durchaus Maler. Melodiker ist er selten, höchstens noch in einigen Gedichten des „Einsiedlers“, der Epiker gelingt ihm schlecht, ebenso der Rhetor und auch die ausgesprochene Gedanklichkeit fällt ihm unter den Tisch. Dagegen hat er bedeutende plastische und dramatische Pulse. Als lyrischer Maler aber ist er, ich möchte fast sagen unerreicht! Welch enorme Realistik in seinen Bildern und in welche Stimmungstiefe führen sie dabei hinein! Man höre:

An meinem Lager hält die Nacht
Schweigend ihre Leichenwacht.
Nur draussen über Hauserdächer streift
Ein ruheloser Lustgeist, —
Wie Trauergewandung
Ueber Sargdeckel schleift.

Liegt da nicht gleich eine riesenhafte Malerei drin, in dieser kurzen Skizzierung — und was für eine Ruhe überdies in der seltsamen Unruhe des nächtlich bewegten Lustgeistes! Solche Einleitungen, die uns mit ein paar Worten eine voll gepackte Szenerie geben, haben die meisten Gedichte der zweiten Hälfte.

Am deutlichsten aber zeigt sich dies malerische Können gerade bei der Bewältigung von grossstädtischen Motiven, die ich kaum einmal in gleich anschaulichen Bildern wiedergegeben fand. Man lese nur einen Vers, wie den ersten des Gedichtes „Straße“, oder die treffenden, stimmungsreichen Bilder aus „Vorstadtlieche“, „Die Wolkenstadt“, „Auf Leben und Tod“ (erste Strophe), „Geschieden“ (letzte Strophe), „Aufruhr“, „Die kommende Sonne“ u. a. m. Die letzte Strophe von „Geschieden“ ist von besonders charakteristischer Stimmung; ich sage sie bei:

Welch garsügés Gesumm,
Bösartig dumpses Rollen
Tönt drunter von der grauen Gasse!
Höhst du, steinerne Stadt?
— Wie ich Dich hasse,
Grausame Gasse,
Brandende Menschenmasse!

— Einen Gegenstand dichterisch behandeln heißt: ihn nach seiner Weltbedeutung, ihn als Symbol oder Gleichnis erfassen; mit andern Worten: uns seine Seele geben. Eine blosse, schildernde Aufzählung

von Einzelheiten wird nie von dichterischer Wirkung sein, selbst dann nicht, wenn diese Einzelheiten gut und charakteristisch beobachtet sind. Auch Wille ist es nicht jedesmal gelungen, seinen Gegenstand zum Bild zu verdichten oder zur Dichtung zu verbildlichen; der Stellen sind mehrere, wo ers doch nicht recht über die blutige Schilderung hinausbringt, oder wo sich in eine Malerei von grossen Zügen einzelne Kleinheiten hineindrängen, die blos mit dem Auge gesehen sind, anstatt traumhaft mit der Seele. So stören mich schon im letzten Vers der „Sonnenblume“ die „breiten graugrünen Blätter“ ein wenig, im „sebensläufigen Galgen“, wo am Schluss der Morgenstern so wunderbar in den Himmel gepflanzt ist, sind mir dieser Stelle ebenfalls zu viele Ansätzungen angereicht, und noch weit mehr scheint mir in der Schilderung des glutigen Monds vorher durch eine geistvoll-groteske Einzelbeobachtung das Gesamtbild zerissen und verzerrt. Eine ähnlich störende Dehnung bewirken die Einzelbilder in der „leidenden Stadt“ und selbst die stimmungsschönen Miniaturen „Arme Leute“ hat ihrer zuviel. —

Am meisten charakteristisch vielleicht ist, wenn ich von dieser Gefahr malerischer Detailschilderung rede, eine Betrachtung des „Herbstabends“ aus der ersten Hälfte der Sammlung. Dies Gedicht, aus vier Strophen bestehend, ist nichts anderes als ein Oelgemälde in Worte übertragen, ein Naturstück, von außerordentlicher Stimmung und Anschaulichkeit in den Einzelheiten. Man nehme nur die zweite Strophe:

Gedämpfte Glöckelaute behen
Weich summend über Stoppelfeld;
Aus Wiesenniederungen heben
Sich dunkle Massen in die Welt.

Oder (aus Strophe 3):
Vom Schäferhund umtummet schwimmt
Mit Blöcken dorwärts eine Herde. —

In diesem Gedicht — von der „qualmigmatten Rotglut“ der letzten Strophe abgesehen — ist alles auf die Höhe des Bildes gehoben, es stört hier nichts einmal ein allzu detailliertes Ausmalen; und doch —; es fehlt etwas! Man hat dennoch vom Ganzen den Eindruck einer gewissen Nüchternheit, den Eindruck der blosen Aufzählung oder Schilderung, kurz den Eindruck einer Armut, von der man nichts sogleich weiß, wo sie herstammt. — Wollen wir sehen! — Ich schrieb vorhin den Wert einer Dichtung (allgemeiner eines Kunstwerkes) dem symbolischen Gehalt zu, den es schafft oder entzieht. Je mehr stummen Gleichniswertes also in einer Schöpfung zum Ausdruck kommt (im Verhältnis natürlich mit der Charakteristik, ohne die die erste Vorbedingung des Gleichnisses: das zu Vergleichende fehlt!) — oder also mit andern Worten: je mehr Seele in einer künstlerischen Naturnachahmung ausgesprochen ist, desto höher steht sie in ihrer Bedeutung. Da sich nun mit dem Reichtum einer lebendigen Form auch ihr Gleichniswert steigert, kommt das künstlerische Objekt als solches sehr in Betracht; am meisten vermag für uns natürlich die Menschengestalt und das menschliche Leben auszusprechen. — Ferner: in je weitere Perspektiven des Werdens, des Vergangenen und Zukünftigen uns eine Darstellung leitet, desto mehr Seelengehalt konzentriert sie auf sich. Darum kann die Wiedergabe eines blosen Zustandes (Schilderung) weniger auf uns wirken, als die Wiedergabe einer Handlung, die eine Reihe von Zuständen vor uns wechselt lässt, resp. eines Zustandes, der Handlung in sich schließt, der die Vorstellung vieler Zustände gleichzeitig in uns wachruft.

Es folgt daraus: das beste Stilleben wird nie das beste Historienbild erreichen, ebenso in der Dichtung die landschaftliche Schilderung nicht die gleich treffliche Darstellung einer menschlichen Begebenheit. Denn es lassen sich in den ersten beiden ganz offenbar weniger seelische Gleichungen ausprägen, weniger Zustände zeigen oder andeuten als in der letzteren. Während aber die gemalte Landschaft mit ihrer direkten Sinnfälligkeit immerhin noch einen ziemlichen Reichtum an seelischer Stimmung, an Idee oder symbolischem Gefühl auszulösen imstande ist, stellt ihre poetische Schilderung zuvor der Anspruch an die Phantasie, sich das geschilderte Bild nach der Reihe seiner Einzelheiten sinnlich vorzustellen und es festzuhalten, um

dann erst dieser Vorstellung wieder die ihr inneliegenden Weltgefühle zu entnehmen. Da nun diese doppelte Anforderung zu schwer ist, können wir von einer landschaftlichen Schilderung nur vollen Genuss haben, wenn die der Natur latent inneliegenden Gleichnis-Momente schon irgendwie darinnen ausgesprochen sind, d. h. wenn entweder die Natur selber symbolisch verlebendigt wird, oder aber ihre Schilderung nur als Kulisse für einen menschlichen Seelenzustand, eine menschliche Handlung dient. In Wille's „Herbstabend“ wäre jede der vier Strophen es durchaus wert, einem Gedichte eingereicht zu sein, seinen landschaftlichen Hintergrund zu bilden, — aber für sich allein ein Gedicht: dazu enthalten sie zu wenig, viel! Dafür fehlt ihnen der intensive Gipfelpunkt, und überlastet sie eine Kette von gleichwertigen Einzelbildern, die die Phantasie nur mit Mühe zusammenhält.

Indessen es geschähe Wille sehr Unrecht, wollte ich ihn schlechtweg mit dem Objekte dieser Kritik identifizieren. Wie gesagt: nur die Gefahr möchte ich andeuten, die für sein Malerauge vorhanden ist, gelegentlich die Grenzen zwischen Poesie und Malerei zu vergessen — und sie vergessen sich namentlich dann leicht, wenn man sich zu lange einsiedlerisch auf Naturbeobachtung konzentriert, anstatt sie nur zur beweglichen Folie seiner That und Stimmung zu wählen. Sonst im Gegenteil — ich finde die eben von mir geforderte Verdeutlichung des Naturgleichnisses gerade in Wille'schen Gedichten meisterhaft vollbracht — man lese nur das lebensvolle, sinntiefe Gedicht „Naturverschwisterung“ oder auch: „Reue“, „Berg“, „Strom der Wahrheit“, „Der Tote“, „Der Träumer“, „Ich bleibe“, — überhaupt schier die ganze Poesienkette des „Einsiedlers“. Im zweiten Teil („Der Genosse“) aber, die in diesem und jedem Betreff grossartige „Wolkenstadt“, das fast noch bedeutendere „Gefallen“, den „Aufruhr“, „Sonnentod“, „Im Feuernest des Herdes“ (wieder mit einer Stelle von packender Malerei), die „Versammlung“ und noch eine Reihe anderer Gedichte. — Als ein kleines aber kennzeichnendes Beispiel für die Beseelung, die Wille jedem Gegenstande angedeihen lässt, den er in den Kreis seiner Dichtung zieht, mag noch die folgende Stelle aus seiner derb-realistischen „Vogelscheuche“ zitiert sein; — ein halbverhungerter Vagabund sucht, vom Gutshof mit Hunden fortgehetzt, den Tod:

Am Weg ein greiser Pappelbaum.
Mit niedrigem Geäst,
Der hilft dem Strolch zu sich herauf
Und hält die Schlinge fest:
„Hinein den Hals du Menschenkind!
Ich will dich treulich henken.
Spring ab! Nun mag der tolle Wind
Die zuckende Leiche schwenken.“ — — —

Dem wievielen Dichter es wohl eingefallen wäre, auch diese stumme Mithilfe des Baums noch zu beseelen und eine Handlung des grotesken Mitleids aus ihr herauszugestalten?? —

Der Kreis Wille'scher Motive ist ein durchaus begrenzter — und er würde ihn wohl nicht mit vielem Glück erweitern. Aber er hat in ihren Rahmen zweifellos eine ganz erstaunliche Fülle von Tiefe und Kraft gegossen, und ist dabei namentlich nie einen Schritt von seiner Art gewichen! — Was ihm vielleicht am ergreifendsten gelingt, das sind trübe, regnerische Herbstszenerien, schwere, wühlende oder personene Stimmungen. So im Gedichte „Einst“:

Wie liegt die Welt in Regenfloren
So leichenhaft verloren:
Der Himmel grau und greise;
Die Erde runzlig greise
Und beide weinen leise. — —

Oder in dem besonders fein gewobenen Lied „Reue“:

Dürres Schilf	Ich höre Dich weinen
---------------	----------------------

Zittert und flüstert: . . .	Und schluchzen — wie einst.
-----------------------------	-----------------------------

Indessen finden wir auch lichtvollere Bilder, oft von seltener Glut und Andacht, besonders wo er den glänzenden Wolken im Blauen

nachblickt, — oder auch am Abend, wie in dem Gedicht „Die Sonnenblume“:

Dort hinter vergilbtem Kartoffelkraut
Und blondem Stoppelhaar
Erlänzt der Himmel so goldig zart,
Wie Gesang so wunderklar. —

Das Motiv aber, das am häufigsten bei Wille wiederkehrt und für das er immer neue Gleichnisformen findet, ist der tiefgreifende Gegensatz von seliger freier Sonnennatur und menschlichem Elend; — jenem Geknechtetsein in dumpfen Mauern, in öden Häusersürgen und qualvollem, auslörrendem Arbeitsfrohn, das sich einem selbst als Proletarier in die Hast der Grossstadt hineingeworfenen fühlsernen Beobachter wahrhaftig wie ein Alp aufs Herz legen muss! „Die Wolkenstadt“, „Geschieden“, „Liebchen Gold“, „Aufruhr“, „Die kommende Sonne“, „Versammlung“ und eben wieder jene „Vogelscheuche“ sind packende Zeugnisse dafür.

— Nehmt mich mit!

Reisst mich aus!

Fort aus steinerner Wüste,

Aus dumpfigen Kerkermauern —!

fehlt sogar der Baum im „Aufruhr“, die durch die Höhe wirbelnden Lüfte an. —

Reinen Humor enthält — außer dem sehr bitteren Humor der „Vogelscheuche“ — nur ein einziges von allen Gedichten: das „liliputanische Frühlingsfest“, das man schon aus diesem Grunde sehr gerne dazwischen findet. — Die Liebe zum Weib findet sich im Ganzen nur mit einer geringen Zahl von Versen bedacht, aber sie sind so eigenartig, wie alle andre Poesie Wille's — auch hier nirgends ein abgeleiter Trott, oder ein Wort der Phrase! Von klassischem Wert dünkt mich die Stelle:

O warum.
Kann Liebe nicht leben
Wie auf der Flur ein Vogelpaar?
Die treue Flur
Giebt Halme zum Nest und Körnchen.
Doch zwei Menschenherzen
In steinerne Stadt
Brauchen Stube und Kleider und Brot;
Und die Stadt ist so grausam hart . . .
Weinendes Lieb,
Geh von deinem armen Schatz,
Der dich nicht kleiden und speisen kann;
Weinendes Lieb, fahr wohl! —

An einem fehlt manchem Gedicht der zweiten Periode noch sehr: an innerer Geschlossenheit, und auch an Melodie. Melodie, nicht im Leierkastensinne natürlich, überhaupt hier nicht im Sinne des Gesanglichen oder auch nur des Graziösen, sondern im Sinne diesmal von etwas Unsagbarem, im Sinne jenes Schmelzes, der aus den harmonischen Traumarbeiten der Seele ohneweiters entspringt, dagegen dem Erdachten mangelt; Wille hat ihn oft genug, um ihn andern male, wo er fehlt, vermissen zu lassen! Ebenso sehr aber mangelt öfters an der einheitlichen Rundung des Baues; einzelne Teile wirken gedehnt, ja verschleppt, auch ist nicht jedes mal ein vollwertiger Schluss gefunden, häufig sodann vermindert der Mangel an epischerem Können die Spannung im Bilderwechsel, der nun kaleidoskopisch erscheint, oder lässt sie in Manier umschlagen. — Wo aber dafür dramatische Griffe einsetzen, wird ein um so vollerer Akkord erreicht. Dieser ist nie gerade sehr reich an Tönen, aber echt und elementar. Das verhilft den Gedichten „Gefallen“, „Die Vogelscheuche“, „Ich will“ und noch vielen andern mit zu ihrer Wirkung und hebt sie über die blos in der Malerei oder Stimmung bedeutsamen hinaus, — denn sie geben Handlungen, geben eine innere Steigerung, einen sich entwickelnden Wechsel der Zustände, also erhöhten Reichtum. Nur eine so intensive Gleichnissteigerung wie bei der „Wolkenstadt“ oder auch dem wohlgelungenen „Im Angesicht des Berges“ (die zwar ebenfalls nicht ganz ohne dramatische Vorwärtsbewegung sind!) kann

wieder damit konkurrieren. Da indes „Gefallen“ diese grosse Symbolik auch besitzt und mit ihr, sowie mit der glücklichen Geschlossenheit, mit den malerischen und Form-Reizen jener beiden Gedichte noch ein Plus an Handlung verbindet, nehme ich doch keinen Anstand, es über sie zu stellen, und es damit überhaupt fürs wertvollste Stück der Sammlung zu erklären.

Zugleich übrigens sind die eben genannten Poesien die zur Rezitation geeigneten und man wird mit Freude finden, wie sehr man mit Wille's Lyrik gerade beim künstlerischen Vortrag die Hörer packen kann!

Eins wäre sehr zu wünschen: dass die Ausstattung des Büchleins, (bei dem aus echt proletarischem Gefühl seinerzeit nur auf die Billigkeit gesehen wurde, und das denn auch aus echt proletarischem Gefühl liegen blieb!) bald eine geschmackvollere werden könnte. Besonders wäre u. a. ein kleinerer Druck zu empfehlen. — Vielleicht dass wir später einmal die neue Sammlung mit der alten vereint in einer dreiteiligen Auswahl des Besten begrüßen dürfen: ich bin immer für Strenge in der Sichtung von Poesien und glaube auch, dass eine solche dem literarischen Urteil gegenüber nur vorteilhaft wirken kann! —

Gustav Renner ist ein Dichter, in dessen Poesien sich die Spuren von einem langen, bitteren Kampf ums Leben und ums Glück des Lebens finden; ein Dichter von sympathischem Trotz des Charakters,

Gustav Renner:
„Gedichte.“

von leidenschaftlichem Temperament und von kühnem, kraftvolltem Schwung der Gedanken. Seine Bilder sind eigenartig neu, und verraten eine lebhafte und farbenreiche Phantasie. Die poetische Durchbildung und Besetzung seiner Materie freilich lässt, zumal im letzten Teil seiner Gedichte „Aus Zeit und Streit“, zu wünschen übrig. Bereit ist er immer, doch gewöhnlich von etwas zu nackter Beredsamkeit! — Was mich, außer einigen Bildchen der ersten Abteilung, am meisten fesselt, sind die „Gedanken und Stimmungen; Bruchstücke zu einem Drama“: ideenmächtige Strophen voll feinsinniger und dann wieder keck-aufgewählter Bilder und von einer pulsenden, pochenden Kraft vorwärtsbewegt, die mich überhaupt immer wieder meine Freude am persönlich so stillen Renner haben lässt! —

An so was wie Katzen-Sammetpfoten dagegen erinnert mich Richard Schaukal. Er gehört zu den müden Seelen vom fin de siècle, ohne jedes Rot der Gesundheit, — dafür die Wangen voll Schminke und Puder und mit einem schmachenden, weltschmerzlichen

Richard Schaukal:
„Verse.“

Teint überhaucht. So schleicht er sich aus der artigen Causier-Ecke in den Mondschein hinaus, und wandelt dort unter samtenen Nachtviolen hin, mit zerrissenem, unbefriedigtem Herzen, schielt aber auch manchmal mit wollüstigem Grauen in die Tiefe seiner Wunden nieder. Und, wer weiß, freut sich gar heimlich über sie. — Aber ein Dichter ist er dabei — da ist nichts dran zu mäkeln! Er trifft in seiner geistvollen Selbstironie und seiner schlaffen Sehnsucht bisweilen ergreifende, selten gehörte Töne, — und sicherlich war er auch der Berufenster einer, die uns den Franzosen Verlaine übersetzen durften; — dessen „Promenade sentimentale“, dann auch „Nachtigall“ und „Femme et chatte“ bei Schaukal, sind geradezu Meisterstücke der lyrischen Uebertragung mit ganz überraschenden Stellen. Zwei Kongeniale haben sich hier offenbar zusammengefunden!

Auch bei bescheidener Instrumentation aus bescheidenem Sängermund klingt es manchmal so wunderbar echt und in so tiefer Elegie, dass wir gebannt lauschen müssen, wie aufs Schluchzen von Nachtigallen-Chören:

Georg Lang:
„Alpenluft.“

Ich bin ein Schmetterling der Nacht;
Die Blumen, die mir blühen,
Am Himmel dort erglühen
In ewig gleicher, stiller Pracht.

Ihr Tagesalter hebt die Brust
In taumelndem Vergnügen,
Und schlürft in vollen Zügen
Aus jeder Blume leichte Lust. —

Nicht neid' ich euch, was hier euch lacht;
Kann ich die sel'gen Auen
Auch nur von ferne schauen,
Ich bin ein Schmetterling der Nacht.

Wer diese Strophen liest, hat sicher schon den Dichter liebgewonnen! Es ist Georg Lang in Sachsenhausen; sein Büchlein „Alpenluft“, (bei Jügel in Frankfurt verlegt) bildet ein recht freundliches Geschenkchen, das auch sonst noch mit mancher Perle durchstickt ist.

Und nun Schlaf, — Johannes Schlaf mit seinem wunderbaren „Frühling“! Ich las das Buch zum erstenmal an einem strahlenden Septembertag, und an so einem muss man auch lesen! — ein

Joh. Schlaf:
„Frühling.“

Maintag wäre ja natürlich noch besser gewählt. Ich staune immer wieder über diese unglaubliche Sensibilität, die es über sich vermag, Ich und doch Nichtich, Ich und Du, Ich und die Welt umher gleicherzeit zu sein. Was sieht er nicht alles, dieser weicher schwärmerische Poetenblick von seinem Lager aus, „zwischen Schaumkraut und Vergissmeinnicht, . . . am Graben, wo die Kätzchen schaukeln“. Er wählt sich förmlich hinein in den Ueberreichtum der Natur, in ihre Wohligkeit, in die Schwingungen der zarten Phantasien, Träume, Philosophien, die sie in seiner nachgiebigen Seele auslöst. Keinen hab' ich gefunden, der das zerfließende Aufgehen im All, das Leben des einen im andern und in Allem so tief, oft so merkwürdig bannend, ans Dämonische streifend, in sich empfände, wie Joh. Schlaf. — Er ist aber auch keine Kraft, die sich abzuschließen weiß, und damit keine, die heroisch zwingt und überwältigt! er wäre sonst auch im Drama nicht jener sorgsam beobachtende „Naturalist“ geworden, der allen Lebenstönen lauscht und sich von ihnen bilden lässt, ohne selber was dran zu bilden! Ganz was Verwandtes hier: Hingabe, Erlauschen, scharfes, oft nur zu scharfes Schauen, und Ausfühlen, und Beschreiben mit der Wärme seiner Natur — ohne aber eine Komposition, ohne irgend eine machtvolle Gestaltung seines Stoffes zu versuchen! — Eines der feinsten Einzelbildchen ist sicherlich „Glück“ (S. 88) — gerade in seiner bescheidenen Kürze und Rundung, und mit dem Hintergrund der „dunklen Stimmen der Not“: deren Kontrast zu den eigenen glückhaften „Stunden der Erfüllung“ ihm eine so eigenartige Lebendigkeit verleiht, — dazu noch mit der Perspektive in die blauern erdämmernden „Welten der Verheissung“. Ich kehre immer wieder mit hohem Genuss zu dieser Perle zurück. Und dann ein Miniaturstückchen, das einst neben diesem im „Pan“ stand, das ich aber im „Frühlings“-Buch leider nicht mitnehmen finde: die Beobachtung einer keimenden Hyazinthenzwiebel und ihres allmählichen Wachstums bis zum Tag der Blüte, zum Tag, da es ihm „in blunter junger Herrlichkeit vom Glas her entgegenjubeln wird“ —: es gemahnte mich dies frühlingswohlige Glas-Idyll ganz überraschend an einen schlichten Göthe'schen Reim, der überhaupt auf Joh. Schlaf passt, wie auf keinen zweiten:

„Wer mit seiner Mutter, der Natur es hält,
Findt im Stengelglas wohl eine Welt.“ —

Ernst Manuel.

Die nächsten beiden Nummern des Eigenen werden Auslassungen des gleichen Autors bringen über Evers und Fidus, Küchenmeister, Bierbaum, Nietzsche contra Stirner, Egidy, E. H. Schmitt, Anton Losert u. a. m.

Zwanglose Randzeilen aus dem philosophischen Liegesessel.*)

(Fortsetzung von S. 79 dieser Nummer).

25.

Eine der genialsten Thaten Fr. Th. Vischers ist, wie selbst der ihm in so Vielem abgencigte Th. Ziegler anerkennt, seine Abhandlung über das Symbol! Es ist seltsam, dass derselbe Vischer im Tagebuch des „Auch Einer“ in nächste Nähe des rationalistischen Freidenkertums kommt und gleich diesem verkennt, dass nicht in der abstrakten Entbildung die Aufklärung zu bestehen hat, sondern vielmehr in der immer reiferen Hervorbringung der Gleichenisse, im Symbolprozess selber! Wir werden eben nie ganz jenseits aller Darstellungsmilieus gelangen!

26.

Das erfolglose, auf den Sport beschränkte Auftreten des offiziellen Freidenkertums liegt in seinem abstrahirenden Kampf gegen das Symbol, gegen die Anschauung! Die Herren Büchner, Specht, Rüdt und Anderé erkennen den Bildwert; „das Bild, daran wir zu Bildnern werden!“ Friedrich Schiller hat einen wunderbaren Griff gethan, als er, von Göttes Nähe gesteigert, seine „ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts“ schrieb und Prof. Förster trifft genau die Mitte, wenn er ausruft: „Die Kunst hat einen sozialen Beruf!“ — Die Sinnlichkeit ist das arme Aschenbrödel und die hofsärtigen Schuldoktrinen spielen sich als die Paragrasendamen auf, als die des Königssohnes allein würdigen Bräutel. Und doch: der wahre Helios erkennt seinen gesuchten Schatz! Die soziale Sinnlichkeit als erweiterter Impuls ist eben das plastische Agitationsmittel, das allein auf der ganzen Linie den Gegner mit sich selbst in Konflikt zu bringen und ihn „gewaltlos“ zu überwinden vermag! Was der kategorische Imperativ und die stoischen Prinzipien des mathematischen Begriffarsenals nicht zu leisten vermögen, das leistet das Milieu der individualisierenden Anschauung! Die Vernunfterweckung im Bilde, in der Sinnlichkeit selbst, das logisch werdende Gefühl als „Takt“ ist eben die natürliche Bahn für eine an alle gegebenen Etappen anknüpfende Aufklärung, ein Freisühlertum, das in Wirkung und Wert hoch über dem von Berlin oder Gotha aus sanktionierten Freidenkertum steht!

27.

Wenn ich vom sozialen Beruf der Kunst sprach, bitte ich aber um Gotteswillen darunter nicht eine tendenziöse Richtung derselben zu verstehen. Die Sozialität des Bildes und Tones ist eine durchaus immanente: weil eben nur die Verkörperung logischer Welt- und Gattungs-

*). Da der erste Teil der „Randzeilen“ (durch Irrtum schlich sich dort in der Ueberschrift „Randlossen“ ein) schon ausgedruckt war, als sich eine nochmalige Erweiterung dieser Nummer nötig machte, ist die Serie jetzt in zwei Stücke zerschlagen; indessen ist vielleicht dem Leser eine Unterbrechung gerade bei diesen philosophischen Abhandlungen nicht unwillkommen.

D. H.

resultate! Und auch diese Verkörperung ist nicht in einem blos etwa rhetorischen Sinn gemeint! Jene absichtlichen oder sachmässigen Bevorzugungen lehrhafter Motive haben an sich mit dem, was ich unter symbolischer Funktion eines Bildes verstehe, nichts zu thun! Man begebe sich also nicht auf die bewusste Zinne der Allegorie, um das Wesen des Sinnbilds zu suchen. Das Sinnbild ist eben die Umsetzung des blos Stofflichen und stofflich Wirkenden in einen einheitlichen Proportionswert. Dieser monistische Verhältniswert, also der Ausdruck gegenständlicher Einheit, ist eben im besonderen das künstlerische Bild. Die Tendenzkunst im Sinne Kaulbach'scher Allegorien, rhetorischer Einkleidungen und Gedankenillustrationen, wie sie auch Schiller, Hamerling und andre Namen liebten, oder jene naturalistischen Posen à la Ibsen, Zola und Courbet: „le naturalisme c'est moi“ — verrücken die Innentendenz künstlerischer Unschuld ins Polemische! Die Symbolik zielt eben schon im simpelsten Unschuldsmotiv durch seine künstlerische Wirkung ins Umsfassende, Zusammengreifende: ist absichtslose Absicht, Kulturmoment in sichtbarer und greifbarer Gestalt! Wenn wir trotz der erstlinigen Betonung der Wie-frage das „Was“, also das Motiv und das Genre nicht so gleichgültig behandeln, wie gewisse „Blöskünstler“, sondern allerdings den reinen, naiven Dramatiker über den dito Lyriker oder Epiker stellen, im grösseren Stoffregister bei gleichbleibender Beherrschung auch die grösseren Personalien erkennen, so thun wir es, weil wir eben den Selbstzweck der Kunst wie des Ichs nicht im unbedingten, sondern im menschheitlich und kosmisch bedingten Sinne definieren.

28.

Das pluralistisch gefärbte Freidenkertum aus Moltesschott und Vogts Nachlass mit seiner utilitarischen Pointe gegen das Sinnbild hat in jüngstem Datum Wege einer ernstlichen Wandlung angetreten. Eine Vertiefung aus dem „Rationalen“ ins Plastische macht sich fühlbar, seit in die Redaktion der Aufklärung der dichterisch begabte und umfassendere Bruno Wille getreten ist. Zwar herrscht noch in Willes „Philosophie der Befreiung durch das reine Mittel“ zu sehr die linierte Denkart vor, — aber der persönlich flüssige Geist dieses bedeutenden Stimmungsmenschen garantiert mehr und mehr für eine im edelsten Sinn populäre Wendung des freien Strebens im Lager der Freidenker.

29.

Küchenmeister, der Verfasser des „Kampfs um die Persönlichkeit“ hat bedeutende objektive Züge, aber auch er drängt sich mit seiner Person zwischen die ruhige Grösse seiner Arbeit, und polemisiert. So weit ganz recht! Aber er weiss es nicht und bestätigt damit das, was er ausschliessen möchte: das relative Recht

des Gegners, der moralisierenden Pathetik! Er verfällt in einen ähnlichen Zwiespalt wie Stirner: aus der neutralen in die belehrende Rolle. Doch hat er eine sehr viel weitherzigere Anlage als Stirner und beherrscht außerdem eine überraschende Originalfülle von geistigen Vergleichspunkten.

30.

John Henry Mackay, der stirnersche Leibpoet, ist eine atheistische Hyazinthe: feingeschliffene Sentiments, durchbrochen von nicht absorbierten Doktrinthesen, kennzeichnen sein Schaffen. Er hat mit genialen Anläufen viel Stimmung für Stirner gemacht.* vermag aber seine dogmatischen Sätze nicht in Fleisch und Blut umzusetzen ohne fatale Reste und quält seine sensible, vornehmporöse Haut mit der Doktrinpeitsche. Er ist, ohne es zu wollen, Pathetiker: freilich nach unten; er bringt dem Lehrbuche, über dessen Engen er nicht hinauskommt, das Opfer des besseren Blutes.

31.

Ich habe neulich ein Buch gelesen: von einem vergessenen oder ungekannten Manne. Das Buch heisst „Die Sozialisten“ und der Mann heisst Peter Hille. John Mackay ist, so viel ich höre, berühmt; „Die Sozialisten“ sind ein in den Graben gedrängtes Werk. Es liegt im Regen, unter Disteln und Nesseln. Aber es kann eine gute Legitimation sein, ungekannt zu bleiben und nicht gelobt zu werden! Hilles Buch überragt mir die berühmten „Anarchisten“ um Hauptes Länge. Mag Mackays Form glänzender und durchsichtiger sein, in dem barocken Gehege Hilles liegen mächtige Einfälle, geniale Naturlaute einer schweren Natur, die nie unter den Goldschnitt geraten wird.

32.

Zu den selbst von den Jungen und Jüngsten nur zu sehr ungekannten Mächten gehört auch Albert Dulk, der Feuerkopf des „Orla“. Er war „Auch Einer“ — von denen nemlich, die den selfman mit auf die Welt bringen, Glauben halten und anständig an sich zu Grunde

gehen. Keine Spur jener Salon-Pose, die mit Gewittern vor dem Spiegel spielt und die Prometheusfackel im Zigarettenformat schwingt! Leider verausgabte sich Dulk vielzusehr in der sozialdemokratischen Bewegung, den bekannten Undank einsteckend, den man ihm als „Geisteskapitalisten“ nicht schuldig blieb. Hatte er doch keine Eile, dieses letzte „Vorurteil“, das der Ueberlegenheit und Begabung abzulegen und war doch sein Sozialismus letzterhand kein Steckenpferd für „Genossen“, sondern ein in die Peripherien des Menschlichen, der „Gesellschaftslehre“ hinausführender. Dulks monistischer Grundakkord hielt ihn ab, die verworrenen Zelte der Bakuninisten und anderer Pluralisten zu betreten; er hatte aber auch nicht blos als Sozialist die obligat roten Querköpfe der organisierten Parteidiktatur gegen sich, er war auch als Freidenker in der Eigenschaft einer künstlerisch vertiefsten Natur den ebenso obligaten Ligahäuptlingen nicht pur genug. Er konnte sich die heilige Verwunderung, dieses poetische Fluidum nicht abgewöhnen, trotz des Achselzuckens der Radikalsten, à la O. Köhler, Conta und Anderer. Statt mit der Brille der Selbstverständlichkeit zwischen Himmel und Erde herumzukonstatieren, berauschte er sich immer wieder an dem Geheimnis der Dinge; er hatte noch Reste einer sinuierenden Vorsicht in sich, die er von den Bergen der Einsamkeit mitgebracht hatte, indes die waschächesten Freidenker jeden spekulativen Impuls auf den Index setzten. — Und doch hatte selbst dieser seltene Mensch noch ein königsberger Etwas in sich, was ihn dem latenten Wesen der Sinnlichkeit, dem Entlegenen und Möglichen in der Darstellung nicht voll genug zuführte! Der kategorische Imperativ ging auch bei ihm nicht genug in dem auf, was ich Takt nenne. Er trennte immer noch mit gewissen Härten die Sinnlichkeit und die Erkenntnis: die erkennende Sinnlichkeit als sozialer Trieb, als logischer Impuls gingen in seinem Denken noch nicht rund auf!

Karl Herman.

(Fortsetzung folgt.)

Frührot.

Zweieinigkeit.

O Leben, Leben, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn! — — — — —

Wäre dasjenige, was der Alltag zum Ueberdruss wiederholt, Alles? Und meine Sehnsucht und ihre Schöpfungen nur Missgeburt? Und die Mittelmässigen, sind sie die Beabsichtigten, über die hinaus es nur eine Verirrung giebt? Ich, der ich deine Firmamente emporhebe, wie der Atlas den Himmel, dass deine Sonne stolzer prangt, deine Bäume beredt werden in ihren Hainen und deine

Felsentore Einlass in die Stille heimlicher Ahnungen gewähren: ich soll mit all diesem Zauber nur ein Wahn sein, an dem du keinen Anteil hast, Natur? Nein! Ich bin nicht allein, nicht abgetrennt vom allmächtigen Umkreis, — dieser umfassende Ewigkeitsgeist ist es selbst, der in mir über seine Nähen und Engen hinauslauscht und zu seinen kühnsten Erfüllungen schreitet. Ich höre den Schritt der Zeit in mir und unterirdische Ströme rauschen näher und näher mit den vollen Akkorden einer andern Wirklichkeit.

Wo brächte ich auch diese Magie her, dieses überlegene Bewusstsein, wenn nicht aus dir und deinen heiligsten Tiefen? Du kannst nicht wagen, mich zu

* In das Verdienst, Dr. Kaspar Schmidt ausgegraben zu haben, teilen sich Ed. v. Hartmann und John H. Mackay.

verleugnen, mich, durch den du erst dein selber, deiner einsamen Herrlichkeit teilhaftig wirst!

Was mich so gross und unüberwindlich macht, ist nicht meine Anmaßung, das bist du in mir, das grosse Du! Ja, ich, der ich vor tausendsfachem Spott der Kleingläubigen die Sterne verrückte und die Himmel wölbte und Musik in die Wälder goss und Quellen aus dem Steine schlug, der im brennenden Dornbusch Flammenworte las und Manna in die Wüste sandte, — ich, der ich die Natur kröne über den Zweifeln, die in ihrem gefälschten Namen und mit ihrer Schande marktschreien gehn, ich sollte, — das wunderthätige Ich in ihr, — ein Fremdling vor ihrem Angesichte sein; sie sollte von ihrer obersten Instanz aus sagen können: ich kenne dich nicht — und im letzten Stockwerk ihres Seins sollte mir wie in den übrigen dasselbe Kopfschütteln entgegentreten, wie einem, der für seine Narrheit die Bestätigung sucht? Nein! Du lässt dich nicht lumpen, Natur! Du musst sie mir bezeugen, die heilige Zweieinigkeit: du in mir, ich in dir!!

Allmacht.

Wolkenfirnen — Stirnen an Stirnen,
Auf- und Niedersturm lachender Bilder,
Und ein schönheitsrauscherfüllter
Aether — und Blitze mit göttlichem Zürnen:
Volllichtwogen, Wolkenbäche,
Die zum Meerstrom tanzend schwellen —
Meer zu Meer, — zu Ahnungshellen
Des unfasslich fernsten Ew'gen —
Welten endlos ausgegossen —:
Das bist du nur,
Du — erschlossen, —
Alles wagender Menschensohn!
Du im Glauben — unbekümmert,
Was das Wenn und Folglich winmert! —
Ueber den Blinden und den Tauben
Du im thronenden Allmachtsglauben
Alles wagender Menschensohn!

A priori.

Es gibt nichts absolut Nachträgliches: die Natur kann es zu nichts bringen, was ihr nicht schon irgendwie ureigen ist! Es gibt keine Ersfindungen, nur Entdeckungen!

Denkmal.

Es war kein Meer, es war kein Erdensirn,
Wo nicht mein Herz sein Hoheitsrecht genossen.
Im Flügelschlag mit sonnenheller Stirn,
Im Feuerritt auf finstern Wolkenrossen.

Zeigt mir die Sterne, die ich nicht gekannt,
Zeigt mir die Räume, die ich nicht durchschritten,
Zeigt mir Gedanken oder festes Land,
Wo ich nicht jauchzte, wo ich nicht gelitten!

Stumm zeugend steht in ew'gem Himmelslicht
Das Denkmal an den Firmamenten:

— Ich glaube an ein Sterben nicht!
Und was ich war, es wird nicht mit mir enden!!

Bekenntnisse.

Es ist schlimmer, mit der Wahrheit zu kokettieren, als in der Lüge aufrichtig zu sein.

Während das Wissen nur Rückständiges einkassiert, nimmt der Glaube vorweg.

Das höhere Glück hat den Vortritt! Retten wir uns in seine Stockwerke, ehe wir in der Zuversicht auf unsere Niedrigkeit sterben: denn das Leben der Zurückbleibenden ist schlimmeres Sterben als der Tod derer, die an einem Blick vom Berge Nebo zu Grunde gehen. Wir sterben an jeder grösseren Aussicht, — die Voranschreiter sind immer Todgeweihte. Aber was fällt, ist eine verbrauchte Hülle; unsere Unsterblichkeit geht mit: durch alle neuen Jahreszeiten hindurch, immer vorwärts! —

Sünde.

Nicht die Schuld an sich — aber die Beruhigung dabei und die Angewöhnung, die sich mälig zum Vorsatze ausschleicht, werden des Menschen unversöhnlicher Feind, seine Sünde!

Zweierlei.

Man braucht nicht von Andern sich belästigen zu lassen, aber man darf nicht von sich selber unbelästigt bleiben wollen.

Parabel.

Ein Rabe ahmte den Flug eines Adlers nach. Vergebens! „Es ist doch eine gemeine und unstatthafte Eigenschaft“, sagte er zu seinen Kollegen.

Grösse.

Im Unglück offenbart sich die mittelmäßige Seele: wer im Glück gross bleibt, beweist, dass er gross ist!

Kehrseite.

Dafs erst im Unglück viele Menschen noblere Züge offenbaren, ja sich am ehesten finden, ist freilich auch wieder ein Argument für — —! Ich aber suche Jene, die das Glück schön macht, an Leib und Seele!! —

Eine

Literarische Vierer-Ausstellung

sind wir heute in der Lage zu eröffnen.

Von dem Grundsatze ausgehend, dass alle schaffensstarken Kunstrichtungen der Gegenwart das Anrecht haben, vorurteilslos vom Publikum verglichen zu werden, haben wir zunächst an die vier prägnantesten Vertreter der herrschenden lyrischen Hauptströmungen das Ersuchen gestellt, das gleiche Motiv:

„Abend am Seeufer“

Bertho Krusemarch:

Unter den düstern Heideköpfen
Lauscht der See, der silbermüde;
Unter den düstern Heideköpfen
Stirbt die kranke Sonnenblüte . . .

In dem blau-verträumten, matten,
Süß-violensamten Lichte
Schwimmen honiggelb die Schatten
Schwülverzückter Nachtgesichte.

Heisser Lilien Perlenbänder
Zucken auf, wie glühe Träume;
Scharfe, schniege Schwabe-Ränder
Irren um die gezackten Säume.

Aus des Seetangs dunkler Mähne
Flimmern weissliche Nixenglieder,
— Gurgelnd kreisen sie wie Schwäne
In den Lilapurpur nieder.

Ihre Stirn in Taumelchören
Kränzen glitzer-grüne Libellen . . .
Unter den düstern Heideköpfen,
Draus die blutigen Tropfen quellen . . .

Kurt Müller-Lehmann:

Es schweigt der See; o heilig tiefe Stille
Im Buchenhain, wo kaum der Vogel zirpt!
Es schweigt der See, um den die ernste Fülle
Der Abendglut in trunkner Minne wirbt. —
Die Wellen rauschen; . . . kühn ist dein Beginnen:
Stoss ab vom Lande, das dir Elend bot! —
Doch ach! — was lässt den bangen Puls gerinnen?
Was hält dich fest im trüben Land der Not?
O Heimat du! — aus tausend süßen Kehlen
Klingt mir aufs neu dein altes Losungswort; —
Und, — wie am Strande sich die Wogen quälen,
So klammr' ich hier, . . . und steure ewig fort! —
— Es schweigt der See — er schweigt wie glückberaubt;
Ruh aus, mein Haupt!

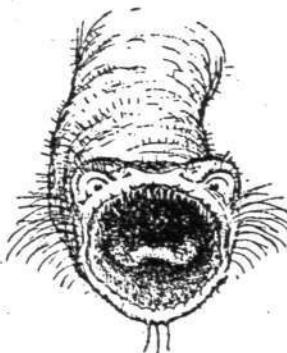
jeder in seiner Weise dichterisch zu behandeln. — da doch offenbar nur die Gemeinsamkeit des Motivs ein gerechtes Urteil ermöglicht. Die vier Herren haben sich denn auch mit liebenswürdigster Zuvorkommenheit beteiligt, und heute sind wir imstande sämtliche vier poetischen Miniaturen dem Publikum als eine Ausstellung für sich vor Augen zu führen.

Henri Kuntze:

Abgeschab'ne Listerhosen,
Glänzend wie von Speck und Wichse; —
Neben in besoffner Posen.
Eine Blech-Konservenbüchse. —

Bäuchlings lieg' ich auf dem Rumpfe,
— Lorgnettiere durch die Matten,
Wie auf faulem Wassersumpfe
Die Libellen sich begatten . . .

Binsen, hoch wie Billardstangen,
Steh'n verhungert mir zur Seite.
Drunter schnarchen meine Rangen;
— Fusskäs duftet durch die Weite . . .



Egon Symbolizetti:

Tot liegt die Flut, das seltne, dunkle Rätsel,
In ihres Seins Mysterien vertieft,
Die Dein entschlafnes, blasses Autlitz tragen.
Doch drüber, hochergossen, eine Frage:
Unausgeschlürft wie goldner Werdetrank,
Wie Antwortsglocken, die, von Amethyst,
Schrill durch des Zephyrs bunte Strahlen klingen. —
Ein Sammetglanz im Flügel der Libellen;
Smaragdner Seelen Auferstehungspsalms,
Aus denen kichernd junge Stimmen kosen!
— Dort liegst du, Weltenball, am Rand der Nacht,
Im Aether-Flausgewölk der Tiefe brütend, . . .
Ein kosmisch Ei . . .

Bedeutung? — Ja, ein Wunder! — —
Oh! ahntest Du, was schwelend mir und Dir
Aus jenem seltsam grünbereisten Spiegel
Entgegenstarrt: — —

. . . Das Rätsel ist's, das dunkle!
Und ich und Du — Allseeleneins in ihm!



Zu freundlicher Beachtung.

Wir bitten alle, die sich vom Geiste unsrer Veröffentlichungen angezogen oder innerlich berührt fühlen, mit uns in Verbindung zu treten, — auch wenn sie nicht Abonnenten des „Eigenten“ werden können und wollen.

Adr.: Ad. Brand's Verlag, Charlottenburg, Berlinerstr. 40.

Vermerke.

Da wir in einer Zeitschrift nicht die dauernd richtige Bühne für die geistigen Entladungen unseres Kreises erblicken können und der Eigene den Zweck, den er für uns haben konnte, erfüllt hat, so werden wir ihn mit dem Ende des 2. Quartals in einem neuen literarisch-künstlerischen Verlagsunternehmen aufgehen lassen, das Hand in Hand mit wichtigen organisatorischen Versuchen gehen soll, über die wir uns in allernächster Zeit eingehender auszusprechen gedenken. Wir bitten unsere Leser, uns seinerzeit auf den neuen Boden hinüberzufolgen, — für heute müssen wir uns leider noch auf diese allgemeinsten Andeutungen beschränkt halten.

Vom Eigenen werden also jetzt noch die Nummern 11 und 12 zur Ausgabe gelangen. — Weiter einlaufende Abonnementsgelder werden wir den Einzahlern für eine Broschürenserie gutbringen, in der sich unser bisheriger Kreis zunächst wieder an die Öffentlichkeit wenden wird. —

Indessen haben wir uns heute noch in einer andern Angelegenheit an unsere Leser zu wenden: wir möchten den ausserhalb der politischen Partei-grenzen wirkenden sozialreformatorischen Kräften, — die mit der Zeit in eine arge und ärgerliche Zersplitterung hineingeraten sind, während sie sich doch so oft und vielseitig zu befruchten und in die Hände zu arbeiten Gelegenheit hätten, — einen Sammelboden schaffen, der ihnen freien Austausch der Gedanken und geeignetenfalls auch eine Verbindung der Personen und Hilfsmittel ermöglichen würde.

Besonders — aber nicht ausschliesslich! — denken wir dabei an die Interessenten der sog. Bodenreform, an die Freiländer Hertzka'scher und Oppenheimer'scher Richtung, an die Vertreter genossenschafts-reformatorischer und verwandter Systeme (Konsum- und Produktivgenossenschaften, Wohnungsgenossenschaften, Bau- und Sparvereine etc. etc.) und möchten ihnen, die so vielfach ohne ein grosses, oder ohne ein erreichbares Ziel, oder

auch ohne die Mittel zum Ziel dastehen, den Vorschlag machen: behalte zwar jeder seine Sonderheit bei, aber findet euch auch wieder auf einem Fleck zusammen, wo ihr eine Macht darstellt und wo ihr euch als Bundesgenossen gegenseitig kennen und stützen lernt!

Wir wenden uns also an jeden, der sich für solche Dinge interessiert mit der Frage:

1) würden Sie einer Organisation beitreten, die den eben erwähnten Zusammenhalt schaffen und allen ausserparteilichen Sozialreformern, allem praktischen Anknüpfungswillen Gelegenheit zur Aussprache gewähren soll?

2) Was halten Sie im besonderen von einem Zusammenschluss der freiländischen, bodenreformerischen und Genossenschafts-Richtungen?

3) Würden Sie einer Zeitschrift, die den literarischen Samelpunkt der betr. Reformrichtungen abgeben und namentlich in Anknüpfung an aktuelle Tagesfragen ihre Kritik hervorkehren soll, die aber auch ein besonderes Gewicht auf die Besprechung praktischer Vorschläge bezw. bereits angestellter Versuche und ihrer Ergebnisse legen würde, als Abonnent sicher sein, oder ihr sonst nützlich werden können?

4) Würden Sie ev. einer zur Herausgabe dieser Zeitschrift sich bildenden Erwerbs-Genossenschaft mit Mitteln beitreten?

Wir bitten um recht zahlreiche Fleusserungen unter der Adresse:

Adolf Brand's Verlag
Charlottenburg.

Für unseren

Press-Fonds

gingen weiter an Beiträgen ein:

Köln. „Für den Nachfolger des Eigenen“ M. 20,—

G. St. „Das Scherlein des armen Bräutigams“ M. 0,65
(und 5 seltene Briefmarken).

A. B. M. 3,—

Herzlichen Dank! — Weitere Zuwendungen sind nach wie vor willkommen!

Für ein in jedem Sinne

zukunftsvoles

künstlerisch-

literarisches Unternehmen

wird ein seinfühliger und geschäftskundiger

Verleger

gesucht, der Kapital, Sinn für geschmackvolle Ausstattungen und womöglich schon reichliche Verbindungen in den Kreisen der Kunst- und Literaturfreunde besitzt.

Zuschriften unter Z. 50 durch die Redaktion d. Bl. erbeten.

Junge Leute

die sich dem Vertrieb einer bei der literarischen, künstlerischen und akademischen Jugend

hervorragend absatzfähigen

Broschüre

widmen wollen, werden gebeten mit dem Verlag dieser Zeitschrift in Verbindung zu treten.

Auch geeignete Kolporteurs werden gesucht!

Dr. Franz Oppenheimer:

Die

Siedlungsgenossenschaft.

Auszug aus seinem grossen Werke gleichen Titels.
(Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Neuland“).

Preis 30 Pfg.

Zu beziehen durch: Ad. Brand's Verlag,
Charlottenburg.

Dieser Nummer des Eigenen liegt ein Bücher-Bestellzettel bei, auf den wir unsere Leser besonders hinweisen.